



KLAUS HUSSI

Der Autor, Klaus Hussi, ist gelernter Kaufmann. Viele Jahre war er erfolgreicher Geschäftsführer eines europäischen Großkonzerns. In seiner freien Zeit schrieb er Essays und Gedichte. Als Vater von vier Kindern ist Klaus Hussi vertraut mit den Gedanken, Wünschen und Fragen, die heranwachsende Kinder in sich tragen.

In „Tim – Der Junge, der vom Himmel fiel“ schildert Hussi eine innige Jungenfreundschaft. Der 12-jährige Tom ist einsam, und die Ferien haben begonnen. Da trifft er am Flussufer Tim, der mit einem Ballon vom Himmel gefallen ist. Die beiden werden schnell Freunde und bestehen ein lebensgefährliches Abenteuer.

Die Malerin Carolin Beyer aus Hamburg schuf die Illustrationen.

ISBN 3-931735-10-9



9 783931 735104

HANNAH

KLAUS HUSSI Tim – Der Junge, der vom Himmel fiel

KLAUS HUSSI

Tim

Der Junge, der vom Himmel fiel



HANNAH

Illustrationen
Carolin Beyer

Klaus Hussi

TIM

Der Junge,
der vom Himmel fiel

Illustrationen Carolin Beyer

HANNAH

Die Deutsche Bibliothek - CIP Titelaufnahme

Ein Titeldatensatz für diese Publikation ist bei der
Deutschen Bibliothek erhältlich

Das Werk einschließlich aller Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Autors und des Verlages unzulässig und strafbar. Insbesondere gilt dies für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und das Einspeichern und Verarbeiten in elektronischen Medien.

1. Auflage Oktober 1999

Copyright © 1999 Hannah Verlag GmbH & Co. KG,

Stade und Klaus Hussi

Alle Rechte vorbehalten

Satz und Einbandgestaltung: HannaH-Verlag

Printed in Germany

ISBN 3-931735-12-5

Zu diesem Buch

Tim, der Junge der vom Himmel fällt, kommt für Tom wie gerufen, denn die Ferien haben begonnen und er ist verdammt einsam. Tom und Tim werden schnell Freunde, zumal Tim gar nicht nach Hause muss, sondern bei Tom wohnen und die Ferien mit ihm verbringen kann. Die beiden Jungen bestehen ein gefährliches Abenteuer, bei dem sie ungewöhnliche Kräfte in sich wecken müssen.

Der Autor, Klaus Hussi ist gelernter Kaufmann. Viele Jahre war er erfolgreicher Geschäftsführer eines europäischen Großkonzerns der Papier-Industrie. In seiner freien Zeit schrieb er Essays und Gedichte.

Als Vater von vier Kindern ist Klaus Hussi vertraut mit den Gedanken, Wünschen und Fragen, die heranwachsende Kinder in sich tragen. In „Tim -Der Junge, der vom Himmel fiel“ schildert Hussi eine innige Jungenfreundschaft.

Die renommierte hamburger Malerin Carolin Beyer schuf die feinfühligen Illustrationen für dieses Buch.



Der Fluss schob seine Wassermassen am Ufer vorbei. An vielen Stellen war der Strand breit und sandig, manchmal war er auch schmal und es lagen vielerlei Dinge am Uferrand. Das hing vom Wasserstand ab – von Ebbe oder Flut.

Tom lief ziellos am Strand hin und her, kickte mit dem Fuß Flaschen und Steine, die ihm im Weg lagen. Dann sah er etwas!

Er sah etwas am Himmel, das näher und immer näher kam. Es sank herab, immer weiter herab – es kam direkt auf Tom zu – es sank auf ihn zu – er beobachtete dieses Schauspiel einige Minuten. Jetzt war es fast schon zum Greifen nah – es war ein großer Ballon. Tom lief fort, er duckte sich zwischen die Weiden und die Strandhaferbüsche, die weiter oben aus dem Ufersand wuchsen. Dort warf er sich hin.

Er guckte durch die dichten Zweige eines Strandhaferbusches zu dem Jungen hinüber, der jetzt etwas verdutzt zwischen einer Unmenge buntem Tuch und Knäulen von Seilen ein Stück von ihm entfernt auf dem Sand saß.

„He, du!“ rief er kurz darauf zögernd, halblaut.

Dieser Junge war soeben vom Himmel gefallen! Tom hatte alles ganz genau gesehen und sich beim Zugucken vor Überraschung so sehr verschluckt, dass er davon einen Schluckauf bekommen hatte.

„He!“ – hick – Tom rief jetzt etwas lauter, und der Junge hob suchend die Augen. Er bewegte den Kopf langsam hin und her – dann trafen sich ihre Blicke – sie schauten sich lange an.

Der andere Junge war ebenso erstaunt wie Tom. Seine Lippen waren leicht geöffnet, seine blauen Augen leuchteten unter der hohen Stirn mit dem blonden Haar darüber.

Tom streckte seinen Kopf nach vorne. Er kniete im Sand und stützte sich mit den Händen ab.

„Wo kommst du denn her?“ rief er schließlich.

Der fremde Junge bewegte langsam den Kopf, aber antwortete nicht. Da stand Tom auf und ging zögernd mit sandigen Knien und Händen die vielleicht 20 Meter bis zu dem Stoffgebirge und dem Jungen. Er ärgerte sich über seinen Schluckauf. Er war ihm peinlich.

Tom hatte dichtes, schwarzes Haar, dunkle Augen, volle Wangen und braune Haut. Vielleicht fiel ihm beim Näherkommen deshalb besonders auf, wie „hell“ der fremde Junge war.

Als Tom nur noch ein Stückchen von dem anderen Jungen entfernt war, blieb er wieder stehen. Er klopfte sich den Sand von Knien und Händen und fragte erneut: „Wo kommst du denn her? Sag schon!“

Da atmete der fremde Junge einmal tief durch, stand auf, befühlte seinen Po – es hatte ihn ziemlich heftig auf die Erde gesetzt – und deutete dann mit dem Zeigefinger in den Himmel. Dabei lächelte er und sagte:

„Von oben – mit dem Ballon.“

Jetzt deutete er mit ausgestrecktem Arm im Kreis um sich herum. Da lag ein riesiger Berg von buntem Stoff – blau, rot, grün und gelb – herrliche, starke Farben. Lange Bahnen von Stoff, in sich verfaltet, gewrungen, geknäult. Alles war umgeben, umwunden von Seilen in Schlingen und Schlaufen.

Tom schaute sich das Stoffgebirge an, folgte mit dem Blick den Stoffbahnen, ging darauf zu, nahm den Stoff in die Hände. Er floss zwischen seinen Fingern. Er setzte sich – hick – in die Stoffmengen hinein. Wie weich und schön sich das anfühlte!

Tom stand wieder auf:

„Nun sag schon, was ist passiert, wer bist du?“

Der fremde Junge antwortete wieder nicht, sondern fing an, mit seinen Armen zwischen den Stoffbahnen, in dem Farbenmeer herumzuwühlen. Tom hatte den Eindruck, dass er etwas suchte. Dieses Suchen und Wühlen dauerte eine ganze Weile. Manchmal deckte der Stoff den Jungen fast zu. Dann hielt er plötzlich inne – er bückte sich noch etwas tie-

fer hinunter, fasste mit beiden Händen unter den Stoff und brachte schließlich, nach einem Zerren und Zurren, einen weichen braunen Lederbeutel hervor, in dem etwas klapperte.

Tom beugte sich ganz weit vor, so dass er fast das Gleichgewicht verlor, denn er wollte alles ganz genau sehen.

Der Junge stand auf und stieg jetzt mit hohen Storchenschritten und dem Beutel in der Hand über die Stoffbahnen und über die Seile hinweg bis auf den freien Sandstrand.

Dort angekommen, wandte sich der Junge um, winkte Tom, dass er herkommen solle, und schüttete den Inhalt des Lederbeutels, nachdem er die Lederschnur, mit der er zugezogen war, gelockert hatte, auf den Sandboden.

Tom lief hinzu, und er sah drei Konservendosen. Sie hatten kein Etikett. Eine war blau, die andere grün und die dritte Dose war schwarz. Tom blickte den fremden Jungen fragend an. Der kramte einen altmodischen Dosenöffner aus dem Lederbeutel, streckte ihn Tom hin, zeigte mit der anderen Hand auf die Dosen und sagte mit heller und klarer Stimme:

„Mach eine Dose auf, egal welche. Nimm die, die du willst.“

Zögernd nahm Tom zunächst die grüne Dose in die Hand, drehte die beiden anderen im Sand um und um; die Entscheidung fiel ihm schwer. Schließlich wählte er die blaue Dose, weil Blau seine Lieblingsfarbe war. Beherzt setzte Tom den Öffner

an. Das Dosenöffnen ging bei ihm ganz fix, denn oft schon hatte er seiner Mutter dabei geholfen – es war geradezu sein „Amt“, dies zu tun, weil er es viel besser konnte als seine Mutter.

Der Deckel, der eine scharfe Metallkante hatte, bog sich beim Öffnen hoch. Tom sah, sobald er konnte, in die Dose hinein. Er erblickte kleine Holzstückchen. Er schüttete den Inhalt der Dose in den Sand. Es waren drei Holzbuchstaben. Er legte sie nebeneinander: OTM – das gab keinen Sinn. Er blickte fragend den fremden Jungen an, der mit dem Kopf nickte, was eine Ermunterung sein sollte – versuch's weiter.

Tom ordnete die Buchstaben neu, und er las: MOT. Das sagte ihm schon etwas mehr. Während er noch das Wort anstarrte und über einen Sinn grübelte, bewegte sich plötzlich ein Zeigefinger auf das T zu und deutete von dort nach links. Rückwärts las man: TOM.

„Mein Name!“ platzte er heraus -hick!

Da war es wieder – hick – oh, diese plötzliche Aufregung!

„Ja.“ sagte der Junge mit der hellen Stimme, als ob das etwas ganz Selbstverständliches wäre.

„Und du, wie heißt du?“ wollte Tom nun endlich wissen.

„Ich heiße, wie du es dir wünschst.“

Toms verzog sein Gesicht fragend. Er fasste sich aber schnell und sagte:

„Dann nenne ich dich Tim – so einen kannte ich mal, der ist jetzt aber weg.“

„Warst du mit ihm befreundet?“

„Ja“, sagte Tom knapp. Er wollte nicht erzählen, dass sein alter Freund Tim ganz unendlich weit weg – bis in die Ewigkeit hinein – gegangen war.

Du und ich – ich, ich, ich und du, du, du – oh, wie schön wäre es, wieder einen Freund zu haben!

„Warum bist du runtergefallen?“

Nun wollte Tom endlich auch darüber Bescheid wissen.

„Plötzlich ging es nicht mehr, der Ballon sank immer runterer – und dann war ich hier“, sagte Tim und hielt wieder seinen Po mit beiden Händen fest – der Aufschlag auf dem Sand war eben ziemlich hart gewesen.

„Was ist in den anderen Dosen drin?“

„Die dürfen wir erst aufmachen, wenn wir sie brauchen.“

„Brauchen? -Was drin ist wollte ich wissen.“

„Weiß ich noch nicht. Etwas, das uns hilft, wenn wir es brauchen.“

Hm, dachte Tom, komisch, wie der so tut.

„Ich kann viel brauchen, aber okay – was machen wir mit dem Ballon? Ist der wieder in Ordnung?“

„Man muss die richtigen Gedanken denken, so eine Art von Phantasie dabei haben, und eine ganze Menge Luft dazu. Damit bekommt man ihn wieder zum Fliegen, aber das ist anstrengig. Erst mal will ich hier bleiben.“

Tim sah sich um – über den Strand, über das weite

Wasser des vorbeiströmenden Flusses hinweg, und über das Ufergrün blickte er und drehte dabei langsam den Kopf. Tom sah ihm zu, und er begann, sich zu freuen, weil der Junge gesagt hatte, er wolle erstmal hier bleiben.

„Hilf mir!“ Tim begann, die Stoffbahnen von den Seiten her aufzurollen. Tom half ihm dabei sofort und flink. Sie rollten und wälzten und zogen und drückten. Es bildete sich ein dicker, bunter Berg aus Stoff und Seilen, der schließlich als großer Haufen, und immer noch ziemlich ungeordnet, im Sand lag.

Als dies getan war, standen sich die beiden Jungen gegenüber und Tom fragte:

„Kommst du mit oder was willst du machen?“

„Ich komme mit.“ Tim packte die Dosen in den Lederbeutel, zog ihn zu und hängte sich den Beutel über die Schulter.

Sie gingen über den Sand zwischen den Weiden- und Strandhaferbüschchen hindurch auf das rote Backsteinhaus zu, das durch die Bäume am Waldrand schaute. Das Haus hatte weiße Sprossenfenster mit vielen kleinen Scheiben. Fenster und Tür standen so zueinander, dass man meinen konnte, das Haus hätte ein Gesicht.

Tom betrat als Erster das Haus über die Treppe und den kleinen Vorbau, wo man die Schuhe ausziehen und die Jacke auf eine Bank werfen konnte, wenn man eine anhatte. Tim folgte Tom mit einem gewissen Abstand; er hatte keine Jacke dabei.

Tom ging in die Küche, wo seine Mutter am Herd arbeitete. Tim blieb in der Tür stehen.

„Er ist vom Himmel gefallen, Mama, mit einem Ballon. – Da ist er!“ Tom hatte diese Worte atemlos herausgestoßen und zeigte nun mit Zeigefinger und ausgestrecktem Arm auf den fremden Jungen, der immer noch in der Tür stand und etwas verlegen lächelte.

„So, so“, sagte die Mutter, „vom Himmel gefallen bist du. Lass dich mal angucken.“ Sie wischte die Hände an der Schürze ab, dann fragte sie: „Hast du dir weh getan? Ist auch nichts gebrochen?“

Sie ging auf den Jungen zu, zog ihn am Oberarm in die Küche hinein und sah ihn sich von oben bis unten an.

„Nein.“ sagte der Junge. „Tom nennt mich Tim, und ich möchte hier bleiben, wenn es geht.“

Der Junge gefiel der Mutter.

„Und was erzählt Tom von einem Ballon?“

„Mein Ballon, mein Ballon, mit dem ich kam, der sank eben immer tiefer, da war nichts zu machen. Ich hatte erst Angst, im Wasser zu landen, aber dann ging ja doch alles gut, und ich hatte Glück, und ich kam hier an.“

„Wieso Ballon, Junge, erklär doch mal. Woher kommst du denn, und so ganz alleine?“

„Ich komme von weit her – ihr könnt es euch vorstellen!“

„Also ehrlich gesagt, Junge, ich kann mir gar nichts vorstellen.“

„Mama“, mischte sich Tom ins Gespräch, „er heißt, wie ich es mir wünsche, und er kommt her, von wo wir es uns vorstellen – das ist doch prima! – Komm in mein Zimmer!“ und er rannte aus der Küche, Tim hinter ihm her.

Toms Zimmer lag im ersten Stock. Sie polterten die Treppe hinauf. Die Tür wurde aufgestoßen. Ein helles Zimmer voller Unordnung: Hosen, Strümpfe, Unterhemden lagen auf Stuhl und Boden verstreut. Tisch und Schrank aus Kiefernholz, ein Etagenbett in Form einer Burg.

„Du kannst dir aussuchen, ob du lieber oben oder unten schlafen willst. Hast du Kleider mit?“

Tom sah Tim jetzt kritisch an. Der trug ein weißes Hemd und eine kurze, blaue Hose. Er war barfuß.

„Nein, nur das.“ Tim zupfte am Hemd und an der Hose.

Tom wartete nicht auf weitere Antwort und rannte die Treppe wieder hinunter. Er rief noch von der Treppe:

„Mama, er bleibt bei uns, er schläft im oberen Bett, er kann meine Jacke haben, er hat gar keine Kleider mit.“ Er hatte alles in einem Atemzug herausgestoßen, noch bevor er in der Küche angekommen war.

„Ja, ja – nun mal ganz langsam, Tom. Er scheint ja ein ganz netter Junge zu sein und kann natürlich eine Nacht bei uns schlafen. Eine Jacke haben wir auch für ihn.“

Inzwischen war auch Tim heruntergekommen. Er

stand im Türrahmen und blickte ernst zur Mutter. „Aber sicher musst du auch wieder nach Hause?“ die Mutter schaute Tim fragend an.

„Nein, ich kann länger bleiben, wenn Tom es will und es bei Ihnen geht.“

„Du kannst gern länger bleiben. Tom hat ja Ferien und freut sich über einen Kameraden. Später erzählst du mir vielleicht, wo du wohnst. Wir müssen dann ja auch deine Eltern anrufen. Wie alt bist du denn?“

„Ich bin so alt, wie Sie es sich denken.“

„Also – ich schätze mal zwölf Jahre; Tom ist auch zwölf.“

„Zwölf und – !“ warf Tom ein. Tim nickte zustimmend.

„Ich rufe euch bald zum Essen.“

Die beiden gingen vors Haus.

„Wir müssen den Ballon hierher holen“, meinte Tom, „sonst klaut ihn noch jemand.“

„Ja, habt ihr eine Radkiste oder so, und Platz zum Wegstauen?“

„Platz genug – aber ne Radkiste? Was meinst du, ne Karre? Warte mal! Den Segelbootanhänger, da legen wir Bretter drauf.“

Sie zogen den Anhänger aus dem Schuppen hinterm Haus, besorgten sich von dort auch einige Bretter, zogen und schleppten alles durch den Sand bis zum Ballon. Das war ziemlich anstrengend, denn der Anhänger war schwer und der Weg zum Flussufer ziemlich weit.

Als sie aus dem Gebüsch in Ufernähe heraustreten

wollten, bemerkten sie einen älteren Mann, der langsam um den Stoffberg herumging. Der Mann entdeckte die Jungen im Gebüsch.

„Hallo ihr! Habt ihr es auch gesehen? Das Ding ist vom Himmel gesunken. Ich hab von dahinten alles mit angesehen. Bin jetzt hergekommen, könnte ja was explodieren. Vorsichtig! Vorsichtig! Keiner drin? Wisst ihr was das ist?“

Die Jungen ließen den Anhänger hinter sich stehen und gingen auf den Mann zu.

„Nee.“ Tom fasste Tim am Arm und hielt ihn zurück. Er sagte: „Was ist denn das?“ Und sie gingen, als wären sie ängstlich, an die Stoffmassen heran. Tom zog Tim hinter sich her.

„Weiß nicht, sah aus wie ein Ballon, bunt und groß, jetzt liegt er schlapp da.“

Sie gingen zu dritt langsam um den bunten Berg herum. Schließlich sagte der Mann: „Jungs, ihr passt hier auf. Ich hole die Polizei, die muss sich damit mal befassen – vielleicht Spione oder so!“

Die Jungen nickten zögernd und Tom sagte:

„Es kann aber sein, dass wir zum Essen müssen, dann sind wir ne Weile weg.“

„Ist gut, ich geh mal.“ Und langsam ging der Mann, die Hände in die Taschen seines offenen langen Mantels gesteckt, den Strand entlang und dann zur Straße hoch. Vermutlich würde er sich von dort aus von einem vorbeikommenden Auto zur Stadt mitnehmen lassen.

Die Jungen guckten eine Weile hinter ihm her. Als der Mann schon viel kleiner geworden war, sagte

Tom: „Los, schnell weg mit dem Ballon, bevor die kommen und dumme Fragen stellen!“

Sie zerrten den Anhänger aus dem Gebüsch. Die Seile wickelten sie so gut es ging um den bunten Stoffberg, dann stauten, ruckten, packten und press-ten sie alles auf den Wagen. Sie mussten sich ganz gewaltig anstrengen, den Anhänger mit seinen klei-nen Gummireifen durch den weichen Sand bis zum Gebüsch und weiter in Richtung des Hauses zu bewe-gen. Es ging leicht bergauf, so dass sie ganz kaputt waren, als sie schließlich am Schuppen hinter dem Haus angekommen waren. Sie schoben die ganze Ladung samt Anhänger hinein und verriegelten die Tür.

„Wo bleibt ihr denn?“ rief die Mutter. „Das Essen wird ja kalt.“

Mit heißen, roten Gesichtern setzten sich die bei-den Jungen an den gedeckten Küchentisch.

„Hände waschen fällt wohl aus?“

Während die Mutter das sagte, schöpfte sie jedem der Jungen eine große Kelle voll Milchreis auf den Teller. Dann streute sie Zimt und Zucker darüber. Die Jungen aßen heißhungrig jeder zwei volle Teller leer, und die Mutter sah, wie der fremde Junge immer wie-der zu Tom schaute und versuchte, den Löffel genau-so zu halten wie dieser.

Kaum war der letzte Löffel im Mund verschwun-den, liefen Tom und Tim schon wieder an den Strand.

Sie spähten aus dem Gebüsch und sahen den Mann von vorhin mit zwei Polizisten den Strand entlang auf sich zukommen.

Da packte Tim seinen Kameraden plötzlich heftig an den Schultern:

„Die Strichen, die – weißt du, was ich meine?“ Tom durchzuckte es:

„Ja! Die Spuren, du hast recht. Der Anhänger hat Spuren im Sand gemacht!“

Tom lief aus dem Gebüsch heraus, Tim hinterher:

„Komm, wir müssen sie an die falsche Stelle führen – oh Schiete!“ rief Tom.

„He, Jungs.“ rief der Mann im Näherkommen.

„Wo ist es denn? Wo seid ihr denn geblieben?“

„Hier.“ rief Tom und deutete irgendwo ins Wasser.

„Die Flut hat alles mitgenommen.“

„Wir mussten zum Essen“, sagte Tim erklärend zu den beiden Polizisten, die nun auch herangekommen waren. Der Mann sah sich ärgerlich nach allen Seiten um, die Hand gegen die blendende Sonne über die Augen gelegt.

Einer der Polizisten steckte Notizbuch und Bleistift, die er schon vorsorglich in der Hand hatte, wieder in die Brusttasche seiner Uniform und verzog spöttisch das Gesicht. Der andere Polizist fragte die Jungen:

„Habt ihr auch was gesehen? Einen Ballon oder so? Erst am Himmel, dann hier irgendwo am Strand?“

„Ja“, antwortete Tim, „es schwebte was am Himmel, und später sahen wir hier oder da.“ Er machte unbestimmte Handbewegungen. „Aber ob

das ein Ballon war?" Tim zog die Schultern hoch.

„Da! Na bitte!" Der Mann war nun ganz aufgereggt.

„Ich spinn doch nicht! Da! Hören Sie selbst! Die Jungen bestätigen doch, was ich sage.“

„Nicht ganz, mein Herr.“ Der zweite Polizist holte sein Notizbuch wieder aus der Brusttasche.

„Du, Schorsch, ich schreib mal: Es wird behauptet, dass ein Ballon gesichtet wurde, oder auch ein inzwischen verschwundener Stoffhaufen – Zusammenhang fraglich – Name, der Herr? – Datum? – Ihr Jungs, ist erledigt!“

Die beiden liefen den Strand hoch und ins Gebüsch hinein. Sie sahen, wie sich die drei erwachsenen Männer langsam auf den Rückweg den Strand entlang begaben.

Die Jungen schauten sich in die Augen und knufften sich gegenseitig mit der Faust auf die Brust:

„Noch mal Glück gehabt.“ meinte Tom.

„Wieder Glück gehabt.“ sagte Tim.

Als die Mutter am Abend mit Toms Vater telefonierte, der als Seeoffizier weit weg auf einem Schiff war, erzählte sie ihm, dass sie überraschenden Besuch von einem Jungen bekommen hätten, der aber noch nicht gesagt habe, wo er herkomme und wo er hingehöre.

„Was heißt, wo er herkommt, er muss ja wohl aus der Umgebung sein, denn vom Himmel fallen kann er ja nicht ...“

„Doch, doch, er ist wirklich vom Himmel gefallen! Jedenfalls erzählt es Tom so. Er bleibt über Nacht hier, und wir werden, denke ich, bald erfahren, wo seine Eltern wohnen, damit wir sie anrufen können. Übrigens heißt er Tim – was für ein Zufall, nicht wahr?“

Es gab aber nichts mit irgendwelchen Eltern zu telefonieren. Weder in der Zeitung noch im Fernsehen gab es Nachrichten über einen vermissten Jungen. Und Tim machte auch nicht den Eindruck, als sei er von irgendwo davongelaufen. Das einzige Auffällige an ihm war seine oft seltsame Ausdrucksweise.

Fragen nach seiner Herkunft beantwortete der Junge, der vom Himmel fiel, ausweichend. Tim konnte oder wollte nicht sagen, wer auf ihn wartete.

„Es hat keine Not. Ich bin nicht woher und wohin, ich bin jetzt nur da.“ Und er war bei diesen Worten ganz ruhig. „Ja, ich würde gern bleiben.“

Es begann eine wunderbare Zeit für die beiden Jungen. Es war Sommer, die Tage waren lang, warm und sonnig. Es war ruhig ums Haus und am Fluss. Alle hatten Ferien und viele Menschen waren verreist, so dass sich hier niemand sehen ließ.

Während die Mutter in den ersten Tagen immer wieder fragte, ob Tim denn nicht Bescheid geben müsse, oder weshalb er einfach so lange bleiben könne, ohne seinen Eltern etwas zu sagen, antworte-

te der immer ganz ruhig: „Es ist nicht nötig, ich kann hier sein, solange Tom oder Sie mich gern haben.“

Einmal war die Antwort:

„Ich muss nicht, ich bin nicht, ich bin auf dem Weg.“

Die Mutter sagte schließlich eines morgens, weil sie immer noch beunruhigt war:

„Ich muss dich leider wegschicken, wenn du mir nicht verrätst, wer du bist und woher du kommst. Ein Junge in deinem Alter, der kann nicht und der darf nicht so ganz allein in der Weltgeschichte herumfliegen. Da stimmt doch was nicht, sagen dann die Leute.“

Tim entgegnete: „Aber ich sage doch, wer ich bin: ich bin der, den Tom sich wünscht und vorstellt. Wenn Sie ihm vertrauen, dann kann nichts passieren, weil es dann einfach in Ordnung ist.“

Da die beiden Jungen sich so gut verstanden und Tim sich sehr gut benahm, sah die Mutter auch keinen Grund, diese Freundschaft zu stören, das neu geknüpfte Band zwischen den beiden zu zerreißen. Schon nach ein paar Tagen war alles so eingespielt, so normal geworden, dass Tim einfach dazu gehörte.

Die beiden liefen morgens aus dem Haus, kamen manchmal zum Essen zurück, wenn sie nicht sogar selber kochten, und waren in jedem Fall schon bald wieder weg.

Tom und Tim wollten immer genau dasselbe, so dass es nie Streit zwischen ihnen gab. Tom fühlte, dass er sich auf seinen neuen Freund verlassen konnte. Allmählich wuchs ein großes Vertrauen in diese

Freundschaft und in die Kräfte und Fähigkeiten des Freundes.

Meistens waren sie in der Nähe des Flusses. Dort suchten sie Holzstücke, Äste, ganze Kistenteile, und was sonst noch zu finden war, zusammen und begannen, sich ein Haus zu bauen, das innen zwei kleine Räume haben sollte.

Sie mussten fleißig sein, um dieses Haus zustande zu bringen, denn sie benötigten sehr viel Material dazu. Mit Werkzeug, Nägeln und einigen größeren Brettern rüsteten sie sich in Vaters Werkstatt aus und auch am Vorrat im Schuppen bedienten sie sich.

Sie hatten ein Fundament aus alten Ziegelsteinen in den Sand gebettet, darauf Balken gelegt, darüber ein Gerüst aus dicken Latten gebaut, darauf dann die Bretter und Holzstücke genagelt. Sie waren einige Tage damit beschäftigt. Denn nichts passte zusammen: Hier waren Bretter zu kurz, dort zu lang. Sie mussten zurechtrücken, versteifen, hinterlegen, erneut verbrettern.

Schließlich aber nahm das Häuschen Gestalt an. Es bekam zwei Fenster mit Scheiben aus Folien, eine Tür, die man sogar richtig öffnen und schließen konnte. Scharniere, die sie nur mit großer Mühe von einem alten, zerdrückten Koffer, den der Fluss angeschwemmt hatte, abzwicken konnten, erhielten hier eine neue, nützliche Aufgabe.

Die Jungen machten Feuer im Sand, kochten Nudelsuppe und brieten Spiegeleier. Die Mutter gab ihnen die nötigen Zutaten und dazu gut gemeinte

Ermahnungen: „Passt mir ja mit dem Feuer auf, Jungs!“ oder „Verbrüht euch nicht mit der heißen Suppe!“

Zur Abwechslung rannten die beiden mehrmals am Tage am Strand entlang, patschten ins Wasser, spritzten sich gegenseitig nass, bewarfen sich mit Schlamm. Danach gab es nur eins: Raus aus den Sachen und rein ins Wasser. Sie schwammen und tauchten – es war alles ein großer Spaß!

Die sonnige, heiße Luft trocknete die Haut schnell. Tims helle Haut bekam zusehends Farbe – ein schönes, helles Braun. Viel heller aber, als Toms Körper, der immer dunkler wurde und eine tiefe Sommerbräune bekam. Nur die Kniekehlen und die Achselhöhlen schimmerten heller.

Das selbstgezimmerte Holzhäuschen wurde von Tag zu Tag mehr zu ihrem Zuhause. Fast nur noch zum Schlafen gingen sie zum Elternhaus zurück.

Dort hatte sich gleich zu Anfang herausgestellt, dass Tim weder eine Zahnbürste, noch einen Schlafanzug kannte. Tom machte ihm vor, wie man mit der Zahnbürste die Zähne erst rechts, dann links, dann oben und unten, innen und außen putzte. Tim wunderte sich:

„Warum die Zähne? – Und wenn die Zähne, warum nicht auch gleich den ganzen Körper mit der Bürste schrubben?“

Tom lachte. Dann beobachtete er seinen Freund, wie dieser zuerst ganz ungeschickt mit der kleinen Bürste in seinem Mund herumfuhrwerkte.

Und dann der Schlafanzug!

„Warum denn, ich bin doch schon angezogen.“ sagte Tim, und sah gar nicht ein, dass man die eine Kleidung gegen die andere auswechseln sollte, nur weil man nun ins Bett ging.

„Mag das Bett keine Tagkleider, oder was ist?“ fragte er.

Im Holzhäuschen am Strand wurden Vorräte angelegt: Saftflaschen, Tomaten, Puddingpulver, Topf und Pfanne, Teller, Gläser, Bestecke, Salz und Zucker, Milch und eine Kanne mit frischem Wasser und viele andere Kleinigkeiten, die allmählich aus Mutters Küche und Vorratskammer verschwanden. Diese Dinge stapelten sich im ersten Raum des Häuschens, der von den Jungen so genannten Stube. Dahinter lag der zweite Raum, den man gebückt durch einen Zugang, Tür genannt, betreten konnte; es war das Wohnzimmer.

Im Häuschen saß man auf Kisten, oder auch auf dem Boden im Sand, was praktisch war, da es keinen Aufwand mit dem Sauberhalten gab – putzen fiel aus! – und das passte den beiden ganz gut. Krümel wurden einfach in den Sand gefegt.

Die Jungen arbeiteten täglich an der Verbesserung des Hauses. Tim wollte unbedingt eine alte Antenne aufrichten, die er hinter dem Schuppen gefunden hatte, um Windmusik zu hören. Er meinte damit das Spielen des Windes in dem Metallgeflecht der Antenne. Er sprach immer wieder von dieser Windmusik, und fragte, ob Tom sie denn nicht auch höre. Er sagte, es seien Chöre und Orchester, die vom

Himmel sängen und erzählten, davon, wo er eben herkomme.

An einem Tag, als der Wind trotz des schönen Wetters recht stark brauste, sprach Tim von Windgesängen mit vielen Stimmen. Tom spitzte die Ohren, aber er hörte immer nur das Rauschen der Luft, die durch die Antenne strich.

Einmal, als sie in ihrem Wohnzimmer saßen, sie hatten vorher am Feuer aufgewärmte Pizza gegessen, die Finger waren jetzt noch ganz fettig, sagte Tim:

„Ich esse Butterbrote nur, wenn ich unglücklich bin.“

Und Tom lachte.

„Bei mir hast du noch gar kein Butterbrot gegessen, immer nur andere Sachen.“

„Eben“, antwortete Tim.

Sie schauten sich in die Augen, und plötzlich neigte sich Tim zu Tom und umarmte ihn heftig. Tom wurde so glücklich, dass ihm Tränen in die Augen traten und er sich abwenden musste, weil er sich deshalb schämte.

In ihrem Haus passierten Sachen!

Zum Beispiel kullerte Zeit in den Sand und war weg. Tim sagte:

„Das wann ist egal, wichtig ist das was und das wie.“

„Was meinst du denn damit?“ fragte Tom treuherzig.

„Na, guck mal, wir verlieren hier jede Menge Zeit. Wir geben so eine Art von Zeitspende. Da ist es nur

wichtig, dass wir die Aufgabe erkennen, was es für eine ist, und wie wir sie lösen“, antwortete Tim.

Tom riss seine Augen auf, denn nun verstand er gar nichts mehr.

„Na ja, die Dosen und so“, sagte Tim, „wenn wir demnächst von hier weggehen, dann passiert etwas, das ist doch klar! Dann kriegen wir Probleme, und dann brauchen wir Hilfe. Aber die Dosen, sag ich dir, das sind bessere Werkzeuge, als solche Augenverlängerer und Ohrausdehner, wie ihr sie hier habt, wenn ihr Hilfe braucht.“

Tom machte seinen Mund wieder zu, der während dieser vielen Worte von selbst aufgegangen war.

„Du meinst, du willst, wir sollen weggehen? Ohrausdehner? Warte mal! Meinst du Hörapparate? Und mit dem anderen – den Augenverlängerern – meinst du da vielleicht Brillen, oder so? Du sagst, dass die Dosen besser sind? -Wieso ?“

„Ja, Brillen, Fernrohre, Mikrofone, Hörapparate und sowas. Ohne die Dosen kommen wir nicht durch, das ist ganz klar. Aber die Aufgabe müssen wir lösen, das ist auch klar! Wart’s nur ab!“ sagte Tim geheimnisvoll und verstummte dann.

Tom grübelte in seinem runden Kopf, wie alles gemeint sein könnte und sagte schließlich:

„Dann lass uns doch gehen!“

„Morgen“, antwortete Tim, „morgen in der Frühe gehen wir zur Stadt und in den Hafen. Dann fängt alles erst richtig an!“



Am nächsten Morgen standen die Jungen früh auf und schlichen sich aus dem Haus. Tim hatte seinen Lederbeutel umgehängt und eine Windjacke über die Schulter geworfen, die Tom ihm hingehalten hatte, als sie gehen wollten. Tom trug seine Jacke unter dem Arm.

Heute war der Himmel bedeckt und die Luft etwas kühl. Der Weg zur Stadt war ziemlich weit. Man konnte den Fluss entlang am Strand dorthin laufen – das war kürzer. Oder man lief über die Straße, die durch den Wald führte, an dessen Saum Toms Elternhaus stand.

Die beiden wählten den Weg am Strand.

Die Jungen gingen barfuß am Ufer des Flusses entlang. Toms Füße drückten Spuren in den feuchten Sand, die sich sofort mit Wasser füllten. Tim ver-

suchte manchmal, genau in diese Spuren hinein zu treten. Seine Füße waren größer als Toms und vergrößerten deshalb die Spur. Die Wellen liefen auf den Strand und hinterließen kleine Sandwälle, wenn sie zurückströmten.

Tim begann Muscheln, Holzstückchen und Steine zu sammeln.

Tom sagte:

„So'n Kram gibt's doch hier überall.“ Dann aber bückte er sich selbst und zog eine Flasche aus dem Sand, die fast bis zum Hals drinnen gesteckt hatte. Er betrachtete sie – fleckig, nass und sandig – und hielt sie Tim vor die Nase.

„Guck mal, da ist was drin! Gib mal den Dosenöffner her.“

Tim kramte in seinem Lederbeutel und gab Tom schließlich den Öffner. Der kratzte und drückte mit der Spitze die Versiegelung von der Flasche weg, dann zerrte er an dem Korken herum, bekam ihn aber nicht heraus. Tom wollte den Hals der Flasche auf einem Stein abschlagen, aber Tim nahm sie ihm aus der Hand und probierte nun selbst, den Korken herauszubekommen. Stückchenweise bröckelte er weg. Den Rest konnte er mit dem Finger in die Flasche hineinstoßen: ein Schlüssel lag darin!

Hatten sie eine Flaschenpost gefunden?

Tim schüttelte den Schlüssel heraus. Tom riss ihn an sich und betrachtete ihn von allen Seiten.

„Wo der wohl passt?“

Es war ein komplizierter Schlüssel mit vielen

Einfräslungen, und dort, wo man ihn fasste, hatte er die Form einer Acht.

Die Jungen setzten sich in den Sand und überlegten. Es war doch so, dass der Schlüssel absichtlich in die Flasche hineingelegt worden war! Aber woher kam die Flasche? Seit einiger Zeit war Flut, da wurde das Wasser flussaufwärts gedrückt. Die Flasche war nicht so tief im Sand eingeschwemmt, dass sie schon längere Zeit da gelegen haben könnte. Wasser und Sand hatten sie überspült und sie musste vom Hafen oder gar vom Meer hierher angeschwemmt worden sein.

Sie grübelten noch eine Weile. Schließlich meinte Tim:

„Wir könnten die Dose fragen.“

„Hm, die Dose fragen?“ Tom wunderte sich, was das denn nun wieder werden sollte.

Tim suchte die schon vor Tagen geöffnete blaue Dose aus dem Lederbeutel, deren Deckel sie wieder zugebogen hatten. Er gab sie an Tom weiter und sagte, er solle sie schütteln und dann den Inhalt in den Sand schütten. Tom folgte diesen Anweisungen und staunte gewaltig, als ganz andere Buchstaben als neulich dort lagen. Er schob sie hin und her, schließlich las er NOCAINTER. Tom schaute zu Tim auf. Der fragte:

„Was heißt das?“ und Tom las das Wort vor, es gab keinen Sinn. Sie schoben die Buchstaben her und hin und hin und her. Schließlich las Tom CONTAINER, das ergab einen Sinn, das musste das richtige Wort sein!

Im Hafen stapelten sich hunderte von Containern. Sie mussten dorthin und den Schlüssel überall ausprobieren! Die Jungen sprangen auf, sammelten die Buchstaben, den Öffner und den Schlüssel, sowie die Dose in den Lederbeutel. Tim warf die Flasche mit weitem Schwung hinaus in den Fluss, wo sie sofort versank.

Die beiden patschten mit ihren nackten Füßen durch den nassen Ufersand eilig auf die Stadt und den Hafen zu.

Der Fluss wälzte sich breit an ihnen vorbei. Das Wasser strömte schwarzsilbern vorüber. Der Himmel lag jetzt mit schweren grauen Wolken, sich weit ausdehnend über dem flachen Land. Tim nannte solche Wolken „dicke fette Regentanten“.

Das Wasser floss flussaufwärts, man konnte es deutlich an den Bojen sehen, die die Fahrrinne für die Schiffe markierten. Sie zeigten bei auflaufendem Wasser flussaufwärts, bei Ebbe aber flussabwärts. Tim erstaunte das sehr:

„Ein Fluss, der aufwärts fließt, das ist komisch“, meinte er, und Tom brauchte einige Geduld, um ihm die Zusammenhänge zu erklären. Es hatte damit zu tun, dass das Meer nicht weit von der Stadt entfernt war, so dass die Wirkung von Flut und Ebbe bis hierher wirksam wurde.

An Regentagen stand Tom oft stundenlang am Küchenfenster und beobachtete die Schiffe – langsam, schwarz und schwer zogen sie vorüber. An

Sonnentagen hatte er zu solchen Beobachtungen keine Zeit. Wenn keine Schule war, lief er an den Strand, manchmal auch bis zur Stadt, wo er ein paar Kinder kannte, mit denen er hin und wieder spielte. Sie nannten ihn „Motte“, weil sein Name, wenn man ihn rückwärts las, fast genau so klang. Er ärgerte sich selten darüber, aber manchmal eben doch – es kam auf seine Laune an.

Befreundet war er mit diesen Kindern nicht. Sein einziger richtiger Freund war Tim gewesen, ein gleichaltriger Junge, der vor ein paar Monaten an einer langen schweren Krankheit gestorben war. Danach war Tom sehr traurig und einsam gewesen. Er hatte sich lange Zeit allein ums Haus herum gedrückt und am Ufer beschäftigt.

Es gab für ihn immer etwas zu tun. Er half der Mutter im Garten, er zerhackte Holz, er reparierte Fahrräder, er ölte die Türen und beschäftigte sich mit ähnlichen Dingen. Praktische Arbeiten erledigte Tom gern – er war flink, fleißig und geschickt.

Und am Flusses fand er es immer wieder interessant. Es wurde so vieles angeschwemmt. Vor allem Holzstücke, die er brauchen konnte. Einmal ein Fass, das jetzt zum Trocknen hinter dem Haus lag, Korkstücke, Reifen, Plastikteile, bei denen man rätseln konnte, zu was sie einmal gehört hatten. Manchmal stand auch etwas darauf geschrieben. Vieles hatte er schon im Laufe der Zeit mit diesen Dingen gebaut. Das meiste nahm der Fluss nach einiger Zeit wieder mit sich fort.

Nachdem die beiden Jungen einige Zeit marschiert waren, drehte sich Tom zu Tim und sagte:

„DU und ICH, wir werden es jetzt herausfinden! Das finde ich spannend, das finde ich toll!“

Sie hatten nun beinahe die Stadt erreicht. Zur Rechten sah man Straßen, an deren Rand kleine Siedlungshäuschen und Bäume standen. Wenn man geradeaus weiterging, so lief man auf den Hafen, die Werft und die Lagerflächen zu. Linkerhand im Fluss lag ein kräftiger Steg, an dem einige Segel- und Motorboote vertäut waren. Auch ein größeres, rostiges Passagierschiff war dort vor Anker gegangen.

„Was steht auf dem Schiff?“ fragte Tim.

„Kannst du nicht lesen? Tägliche Rundfahrten mit der Rosemarie“, las Tom vor.

Sie liefen nun über betonierte Lagerflächen, zwischen Hallen hindurch, über Gleise, über Drahtseile hinweg, die an Kränen und Pollern festgemacht waren.

Toms Füßen machte das nichts aus. Er war Barfußlaufen gewohnt. Aber Tim hatte empfindlichere Füße und hob mal den einen, mal den anderen Fuß erschreckt hoch:

„Ich brauche Fuß-Schutzen!“ rief er.

„Du kriegst meine anderen Turnschuhe, wenn wir zu Hause sind, aber jetzt musst du da durch.“ meinte Tom bestimmt.

Sie blickten rechts und links an Gebäuden und Schiffen hoch, liefen um Wagen, Kräne und abgestellte Kisten herum, und sahen viele Container, die einzeln oder aufgetürmt abgestellt waren.

Sie sahen sich mehrere Schlosser von Containern an und merkten, dass diese mit einer Art Haken oder Dietrich zu öffnen waren, dass man die Riegel hochdrücken musste, was sicherlich schwer ging, weil alles aus rostigem Eisen war.

Sie sahen die arbeitenden Männer, die hoben, schoben, trugen und Maschinen bewegten. Und sie wurden von diesen gesehen, wie sie nebeneinander standen; der eine Junge dünn, etwas größer und heller, der andere braungebrannt und etwas kleiner und fester gebaut.

Es war viel Leben und Bewegung im Hafen. Niemand versuchte ernsthaft, die Knaben zu verscheuchen, obwohl sie manchmal im Wege standen. Dann rief jemand:

„He, weg da – Achtung – ihr Lauser – hallo – wollt ihr wohl hier abziehen – soll ich euch Beine machen?!”

Es zeigte sich, dass es sehr schwierig war, den Container zu finden, zu dem der gefundene Schlüssel passte. Allmählich wurde den beiden klar, dass der Schlüssel vermutlich überhaupt nicht in ein Containerschloss passen würde, denn für solche Schlüssel, wie sie einen gefunden hatten, waren an Containern gar keine Schlosser zu finden.

Was bedeutete also der Hinweis, den sie durch die Schrift aus der Dose erhalten hatten? Tom und Tim standen auf der Kaimauer und starrten nachdenklich in das vorüberfließende Wasser; eine Lösung ihres Problems fanden sie so aber nicht.

„Komm dort zu dem alten Kran. Wir setzen uns oben ins Führerhäuschen und überlegen weiter.“

Tom lief, kaum hatte er dies gesagt, die paar Meter zu der eisernen Leiter, die innerhalb der Stahlkonstruktion zum Kranhäuschen steil nach oben führte. Er kletterte hinauf und Tim folgte ihm. Die schmalen Eisenstufen der Leiter drückten sich in seine nackten Füße.

„Es ist schmerzlich auf der Leiter.“ klagte er.

Als sie oben waren und in das Führerhäuschen eindrangen, sahen sie Schaltgeräte, heraushängende Leitungen und ein milchiges Fenster, durch das man, ebenso wie durch den Einstieg und die Leiter hindurch, auf den Kai sehen konnte. Jeder setzte sich mit seinem halben Po auf den hölzernen Drehstuhl, und sinnend blickten sie hinaus.

Bald sahen sie zwei Männer auf den Kran zukommen, die ziemlich aufgeregt etwas miteinander besprachen. Der eine Mann, ältlich und dick, steckte in einem zu engen Anzug, hatte ein rotes Schwitzgesicht und einen Hut auf dem Kopf. Der andere jüngere Mann trug eine Lederjacke und einen rötlichen, runden Bart.

„Du bist verantwortlich“, sagte der Dicke im Anzug erregt, „du stehst mir dafür gerade! Wo gibt's denn sowas, verschwunden – verschwunden!“

„Ich weiß nicht, wo es passiert ist. Auf der Fahrt über den Fluss war der Schlüssel noch da. Ich habe nach ihm gefasst. Danach ... einfach weg, einfach verschwunden.“

Der Bärtige gestikulierte, während er aufgeregt

sprach: „Als wir ankamen, war er weg. Ich hab alles, aber auch alles durchgesucht. Er ist weg, futschikato, weg!“

„So'n Schlüssel verschwindet nicht von selbst. Jemand muss ihn genommen haben, aber wer?“ fragte der Dicke laut.

Längst hatten sich Tim und Tom angeguckt und geknufft: klar – na, klar doch, um was es hier ging!

Der Bärtige redete weiter:

„Keine Ahnung. Lauter verlässliche Leute an Bord. Keiner weiß überhaupt was von der Bedeutung der Kiste und von dem Schlüssel dazu. Ist mir'n Rätsel!“

„Kriegen wir die Kiste ohne Schlüssel auf?“

„Die kriegt so schnell keiner auf, die ist unglaublich fest gebaut.“

Die Männer waren, nachdem sie eine Zeit lang, fast unter dem Kran, diskutierend stehen geblieben waren, nun langsam weiter gegangen. Jetzt hörte man sie nicht mehr.

Tim und Tom begannen gleichzeitig zu reden:

„Unser Schlüssel! Und von einer Kiste reden die! Was da wohl drin ist? Es muss was ganz Wichtiges sein. Wir müssen die Kiste finden und reingucken! Klar, aber wo ist sie? Mensch, die Sache wird immer interessanter.“ Tom sagte das ein bisschen ängstlich und aufgeregt zugleich.

„Wir öffnen die zweite Dose, die grüne da.“ Tim hielt sie Tom hin und kramte nach dem Dosenöffner. Tom setzte den Öffner an, führte ihn um den

Blechrand herum und zog den Deckel auf: ein ganz kleiner Hund, eine Mischung von irgend etwas, schwarzweiß, lustig, mit spitzer Schnauze und langen Ohren sprang heraus, dehnte sich und wurde etwas größer. Der Hund setzte sich auf die Hinterbeine und schaute die Jungen an, dabei bellte er einige Male kurz.

Als er den Hund sah, bekam Tom wieder mal seinen großen Schluckauf – hick – hick – hick – er konnte es nicht fassen!

Tim sagte zu dem Hund, dass unbedingt die Kiste gefunden werden müsse und befahl, dass er den beiden Männern folgen solle. Das wäre unauffälliger, als wenn sie selbst es täten.

Der Hund bellte zweimal kurz, als ob er alles verstanden hätte.

Sie kletterten die Leiter herunter. Tim trug den Hund auf seinem linken Unterarm. Das Runtersteigen fiel ihm deshalb ziemlich schwer. Unten angelangt, setzte Tim den Hund auf den Boden:

„Da! Dort sind sie längs gegangen!“

Der Hund schnüffelte, die Nase ganz am Boden, hin und her, dann im Kreis herum. Der Kreis wurde größer, dann zog er auf der Spur der Männer davon.

Von Tom konnte man in den paar Minuten, die seit dem Erscheinen des Hundes vergangen waren, nur hin und wieder ein – hick – hören; er konnte und konnte es nicht begreifen, das mit dem Hund!

Tom und Tim traten beide von einem Bein aufs andere – es dauerte so schrecklich lange, bis der Hund wiederkam!

Der unangenehme, dicke Kerl, der führte sicher nichts Gutes im Schilde. Was mochte bloß in der Kiste sein, zu der sie wahrscheinlich den Schlüssel gefunden hatten? Wer hatte die Flaschenpost ins Wasser geworfen, und warum? War sie ein Signal an mögliche Finder, dass etwas im Gange war? Dass man sich darum kümmern sollte?

Sicher, es konnte nicht anders sein – sie mussten sich kümmern. Sie hatten die Aufgabe, diese Sache ordentlich zu erledigen – die Aufgabe, von der Tim gesprochen hatte – die Aufgabe, eine Erklärung zu finden, und die ganze Sache zu einem guten Ende zu führen!

Der Hund kam angerannt. Er hechelte und ließ sich auf den Bauch fallen, als er angekommen war. Er bellte, als wolle er ihnen etwas erzählen. Er war völlig außer Atem; die Zunge hing ihm aus dem Maul. Die Jungen verstanden, dass sie ihm folgen sollten. Der Hund lief vor ihnen her, zeigte ihnen den Weg. Sie liefen bis dort hin, wo das Hafengelände in die Wiesen auslief. Viel altes Gerät lag hier herum. Hinter der letzten Lagerhalle, stand im hohen Gras ein rostiger Zwanzig-Fuß-Container.

Sie mussten die Beine heben, als sie durch das hohe Gras der Wiese stiegen. Sie mussten auf zerschlissene, verrostete Drahtrollen achten, die von langen Grasbüscheln durchwachsen waren. Um den Container herum sah man Fußspuren im niedergetretenen Gras. Da waren wohl die beiden Männer drum herum gegangen.

Das Ding selbst stand fremd und abweisend da.

Die Jungen lobten den Hund und bedankten sich bei ihm. Sie versuchten, die Riegel, die die Containerklappe verschlossen, zu öffnen. Sie waren aber zusätzlich mit einem Draht zugebunden und verplombt. Wenn man die Riegel öffnen wollte, musste man vorher die Plomben aufbrechen und damit zerstören. Jeder konnte dann sofort sehen, dass der Container aufgebrochen worden war.

Tom hielt Tim zurück, der sofort die Plomben aufbrechen wollte und erklärte ihm, wie gefährlich das sei. Er entdeckte an der Seite des Containers einen dort angeschweißten kleinen Kasten und darin einen Zettel:

„Zollgut unter Verwahrung und zollamtlicher Überwachung. Plomben dürfen nur nach dem Verlassen der Hoheitsgewässer geöffnet werden.“

Ansonsten unter Hinweis auf § soundso der Zollgesetze wird mit Gefängnis nicht unter 2 Jahren bestraft, wenn wer ... usw ... und noch viel Kleingedrucktes.

„Da!“ Tom zeigte mit ausgestreckter Hand darauf und Tim sagte:

„Lies mir vor.“

Also, das war Tom nun klar geworden: Tim konnte nicht lesen! Er fragte aber nicht noch einmal nach, und wunderte sich auch kaum noch über diese und sonstige Eigenartigkeiten, die alle schon passiert waren. Auch sein Schluckauf hatte sich schon ziemlich an alles gewöhnt, so dass er meistens in ihm drin blieb.

Er las das Wichtigste vor, und sie überlegten: dies

musste der Container sein, den sie hatten finden müssen – ganz klar – na, klar doch! Die Buchstaben aus der Dose hatten es geschrieben, und hier war er, der Container!

Der Schlüssel aus der Flaschenpost passte nicht dazu, also musste möglicherweise drinnen im Behälter das stehen, wozu der Schlüssel passte. Die Männer hatten von einer Kiste gesprochen – das war der Zusammenhang!

Aber Tom und Tim wagten nicht, die Plombe zu brechen.

Der Himmel hatte sich zugezogen. Immer grauere Wolkenberge schoben sich heran.

Es wurde noch kühler und dunkler. Der Hund wurde unruhig und bellte kurz.

„Los, du musst zurück in die Dose“, sagte Tim zu dem Hund, und der wurde sofort klein und sprang in die Dose hinein. Tim bog den Deckel zu und steckte die Dose zurück in seinen Lederbeutel.

Nun liefen die Jungen geduckt durchs hohe Gras. Dabei mussten sie wieder auf ihre Füße achten. Tim trat auf etwas verdammt Spitzes und hätte beinahe laut aufgeschrien, aber er biss sich auf die Zunge, so dass auch diese weh tat und von dem Schmerz am Fuß ablenkte. Die beiden waren froh, als sie um die Ecke der Lagerhalle biegen konnten und damit in Sicherheit waren.

Beim Blick zurück um die Ecke herum – Tims Kopf über dem von Tom – sahen sie wieder den dicken Kerl in seinem zu knappen Anzug zusammen mit zwei anderen Männern kommen.



Die Jungen liefen durch den gesamten Hafen, am Strand entlang und am Wasser des Flusses. Sie liefen in Richtung Zuhause. Unterwegs wurden sie von plötzlich einsetzendem Regen überrascht. Eine der dicken Regentanten konnte ihr Wasser nicht mehr halten und ihre Tropfen prasselten schwer und durchdringend auf sie herunter. Auf dem Ufer sahen sie ein Ruderboot kieloben liegen.

Dorthin rannten sie und krochen unter das Boot. Hier konnte der Regen ihnen gar nichts anhaben. Sie hörten das Prasseln auf dem Bootsboden über sich und sahen, wie dicke Tropfenbänder an der Seitenwand des umgedrehten Bootes in den Sand abliefen. Tom und Tim saßen eng aneinandergelehnt und jeder spürte die Wärme des anderen.

Da hatte Tim plötzlich die Idee, dass sie Blutsbrüderschaft schließen sollten.

„Wie macht man das?“ fragte Tom.

„Gib mal die Nadel, die da an deiner Jacke ist.“

Tom nestelte die Sicherheitsnadel ab, die er immer bei sich hatte – man konnte nie wissen, wofür man sie mal brauchen könnte. Er reichte Tim die Nadel und der entkeimte die Nadelspitze in der Flamme eines Feuerzeugs. Nachdem die Nadel etwas abgekühlt war, nahm Tim Toms Hand, streckte dessen Zeigefinger und stach in die Fingerspitze. Tom schrie auf: „Autsch!“

Es bildete sich ein Tropfen Blut, den Tim ableckte.

Danach stach er sich in seine eigene Zeigefingerspitze, wobei er das Gesicht verzog, und auch hier trat ein Tropfen Blut hervor. Er steckte seinen Finger in Toms Mund, so dass er das Blut ablecken konnte.

Tim sagte:

„Jetzt sind wir eins. Jetzt läuft dein Blut in mir und mein Blut in dir!“

Sie waren beide ganz gerührt und erschüttert, als sie sich diese Tatsache klar machten. Sie fühlten sich jetzt sehr gleich und zusammengehörig. Tom war begeistert:

„Jetzt sind wir zwei Tims und zwei Toms!“

Sie waren zwei und doch eins. Und doch waren sie doppelt so stark wie einer, weil sie eben zu zweit waren. Es hatte etwas mit Liebe zu tun, was sie jetzt füreinander fühlten.



„Weißt du, was überhaupt niemals weniger wird, wenn man es wegschenkt, sondern es wird sogar immer mehr?“ fragte Tim.

„Wenn man was wegschenkt, dann ist es weg“, behauptete Tom.

„Nein, wenn man einander lieb hat, wird es bei einem selber aber trotzdem nicht weniger, sondern es kommt ja sogar von dem anderen zurück, also wird es mehr!“

„Ja, du hast recht. Donnerwetter! Aber es klappt nicht immer, weil man vieles nicht lieben kann, weil es schlecht ist.“

„Ja, aber man kann auch selber nichts Böses machen, wenn man jemanden lieb hat, man kann es einfach nicht. Es ist so eine Art Versicherung – du liebst, und du bist versichert. Das Böse und das Schlechte bleiben draußen.“

Tom beschloß, darüber noch weiter nachzudenken. Auf jeden Fall stellte er fest, konnte er Tim niemals, niemals etwas Böses antun oder ihn irgendwie enttäuschen.

„Niemals Tim“, sagte Tom.

„Ich auch nicht“, antwortete Tim.

Und dies waren zwei Aussprüche, die nur einen inneren Zusammenhang mit dem vorher Gesagten hatten. So gut verstanden sie sich, dass trotzdem jeder wusste, was der andere gemeint hatte.

„Was wird bloß noch aus dieser Geschichte?“ fragte Tom nach einer Weile mehr sich selbst als seinen Freund, und der antwortete:

„Es liegt an uns selbst, was wir daraus machen.

Wenn du das denkst, was du erreichen willst, dann wird es auch wahr. Da draußen ist die Welt, und die ist nur ein Gespenst. Aber die innere Welt, unsere Welt, die wir erst denken und dann tun, die ist wahr! Die Geister des Lebens schlummern unter einer dünnen Decke!"

„Oh, Tim, du sagst manchmal so Sachen. Wer versteht das denn?“ meinte Tom und schürzte seine Lippen. „Geister, sagst du, wenn wir etwas denken, wird es wahr. Wirklich? Ich will dir ja glauben, wenn du sagst, dass es so ist.“

„Ja, so ist es!“ antwortete Tim ganz bestimmt und mit fester Stimme.

Sie beschlossen, am nächsten Tag unbedingt ganz früh aufzubrechen und wieder zu diesem Container zu laufen. Vielleicht würden sie ihn dann doch öffnen, wenn niemand da war; es musste einfach sein! Die Nachrichten, die sie auf verschiedenen Wegen bekommen hatten, empfanden sie als Auftrag, ja sogar als eine Art Befehl, sich um diese Sache zu kümmern.

Tim holte schließlich die dritte, die schwarze Dose aus seinem Lederbeutel, wog sie erst in der linken, dann in der rechten Hand.

„Ich glaube, wir müssen sie öffnen. Wir brauchen Ratschläge bei so wichtigen Sachen.“

„Weißt du, was drin ist dieses Mal?“ fragte Tom leise und neugierig.

„Ich glaube, ja. Ich weiß nur nie, ob Trulla, der sehr Brauchbare, herauskommt, oder Tralla, der sehr Unnütze.“

Tom war nahe daran, wieder seinen Schluckauf zu kriegen, er starzte Tim mit offenem Mund an.

„Da!“ Tim hielt ihm die Dose und den Öffner hin.

„Wir versuchen es, aber draußen, sonst wird es hier zu eng.“

Der Regen hatte fast aufgehört. Sie stülpten das Boot hoch und krochen darunter hervor. Tom begann sofort, die Dose zu öffnen. Er hatte den Deckel kaum zu dreiviertel offen, da schob es schon von innen her. Tom bog den Deckel nach außen und es quoll und quoll und formte sich zu einem freundlichen, kleinen, dicken Mann mit schwarzem Anzug und rundem Hut, der gutmütig lachte. Erst sah er zu Tim, dann ganz ruhig zu Tom herüber.

„Zum Glück bist du's, Trulla“, sagte Tim, „kannst du uns helfen?“

„Ich vermute, es dreht sich um den Schlüssel, der zu der Kiste passt, die in dem Container ist, der von den Männern weggebracht wird, weil die Kiste fort soll, weil »Der Ring der guten Kräfte« da drin ist, weil sie den an schlechte Menschen geben wollen, weil sie dafür viel Geld kriegen, weil die damit was Böses im Schilde führen.“

Der kleine, dicke Mann hatte mit verblüffend heller Stimme und außerordentlich schnell gesprochen, ohne auch nur einmal Atem zu holen. Tom hatte ihm kaum folgen können.

„Ja, der Schlüssel!“ Tim war sehr aufgeregt. „Du sagst, dass »Der Ring der guten Kräfte« in der Kiste ist? Wie kommen diese Menschen daran? Er darf

nicht in schlechte Hände kommen, das darf nicht geschehen!" Tim sprach jetzt mit Ernst und großer Bestimmtheit.

„Sie haben ihn gestohlen, und sie haben ihn über den Fluss gebracht, und sie wollen ihn weit fortschaffen, koste es, was es wolle.“ Trulla sprach rasend schnell.

Tim richtete sich auf.

„Tom, wir müssen diese Kiste retten. Dieser Ring, wenn er in falsche Hände kommt, dann wird er geschwächt. Er wird seine guten Kräfte verlieren. Gute Menschen können dann nicht mehr mit seiner Hilfe Gutes tun. Morgen früh, Tom, lass uns wieder dorthin laufen.“ Tim legte die Hände zusammen und machte eine kleine angedeutete Verbeugung in Richtung Trulla. „Wir danken dir, Trulla. Wir rufen dich wieder, wenn wir dich brauchen.“

Damit war Trulla entlassen. Er wurde dünner, fast unsichtbar, zog sich zusammen, zog sich in die Dose hinein, deren Deckel Tim zubog. Dose und Öffner wurden im Lederbeutel versenkt. Die Jungen trabten nach Hause.

*

Toms Mutter wunderte sich sehr, dass die beiden Jungen an diesem Abend bereit waren, von sich aus früher ins Bett zu gehen. Nach dem Waschen und Zähneputzen, das Tim jetzt schon gut beherrschte, lagen sie bei offenem Fenster in ihren Betten und

berieten darüber, was sie morgen tun würden. Sie wollten ganz früh aufstehen. Wer zuerst aufwachte, sollte den anderen wecken, egal wie früh es dann noch sein mochte. Sie wollten der Mutter einen Zettel hinlegen mit der Nachricht, dass sie etwas Wichtiges zu erledigen hätten, dass es aber nichts Besonderes sei, und sie sich deshalb keine Sorgen zu machen brauche. Sie wüssten nicht, wann sie zurück sein würden.

Die Jungen schliefen ein, von warmer Nachtkraft, die durch das offene Fenster hereinstrich, umweht. Tom drehte sich unruhig herum. Ja, einmal musste er sogar im Schlaf – hick – machen. Tim schlief ruhig und mit ernstem Gesicht. Tom schwitzte, unter seinen schwarzen Haaren standen auf der Stirn kleine Tröpfchen. Seine geschlossenen Augenlider zuckten manchmal, er träumte. Sein Mund formte Worte, die niemand hören konnte.

Tim wachte nach einiger Zeit auf, lag ruhig. Er starnte mit seinen großen, hellen Augen, die selbst in der Dunkelheit fast ein bisschen leuchteten, in die Schwärze der Nacht, die nicht vollkommen war. Ein Rest von Sternenlicht, das von dem wieder blankgefegten Himmel fiel, drang bis ins Zimmer.

Tim schaute über die Bettkante hinunter auf seinen schlafenden Freund. Dann legte er sich zurück und schlief nochmal ein. Er wachte in der ersten Dämmerfrühe wieder auf, kletterte aus dem oberen Bett nach unten und legte Tom seine Hand auf die warme Stirn, bis dieser aufwachte.

„Los, wir gehen!“

Tom war sofort hellwach und sprang aus dem Bett. Sie kleideten sich hastig an. Tim zog Toms alte Turnschuhe an, die ihm nur deshalb passten, weil Tom mit seinen Zehen vorne Löcher in den ehemals weißen Turnschuhstoff gebohrt hatte. Lederbeutel und Jacken wurden aus dem Fenster geworfen.

Die Jungen kletterten über den Vorbau am Haus hinunter, leise, sehr leise, und doch knarrte der Boden. Zuletzt hingen sie an der Regenrinne, von der sie sich mutig fallen lassen mussten. Dann rannten sie zum Strand.

Noch im Gebüsch mussten sie ausgiebig pinkeln, das wurde gemeinschaftlich erledigt, dann ging es schnell über den Sand am Flusslauf entlang auf die vor ihnen liegende Stadt zu, die in der aufkommenden Helligkeit schon zu sehen war.

Bald erreichten sie die ersten Häuser. Schnell durchquerten sie die Hafenanlagen. Wieder ging es zwischen den Hallen, dem vielen Gerät und den Warenlagern hindurch. Dann vorbei an dem letzten Gebäude und hinaus auf die Wiese: Der Container war verschwunden!

„Oh – nein!“

Sie beeilten sich noch mehr, um auf den Platz zu kommen, wo er gestanden hatte. Das Gras war plattgedrückt. Spuren von Füßen und den Rädern eines Lastwagens waren zu sehen. Die Jungen starrten sich erschrocken an.

„Verdammtd, das Ding ist weg!“ sagte Tom.

Tim blickte um sich, so weit er nur sehen konnte. Auch die Hand über den Augen, um sich vor dem

Licht der aufgehenden Sonne zu schützen, nützte nichts – der Container war weg!

„Oh, was habe ich für eine lange, lange Wut!“ rief Tim.

Sie hockten sich auf den Boden. Tim begann in seinem Beutel zu kramen und holte die blaue, die Buchstabendose heraus. Er hielt sie Tom hin:

„Los, schüttle du!“

Tom nahm die Dose und folgte dem Befehl. Es begann in der Dose zu klappern. Er bog den Deckel hoch und stülpte die Dose auf die Erde: RAMISORE? Die Jungen sahen sich an, schüttelten die Köpfe. Sie konnten sich keinen Reim darauf machen. Tom sammelte die Buchstaben wieder in die Dose, schüttelte aufs Neue und stülpte den Inhalt auf den Boden: IMSROREA. Tom blies mit den Lippen ein Phhh. Tim begann, die Buchstaben hin und her zu schieben und fragte Tom, was es jetzt und jetzt und jetzt heiße. Tom musste es lesen, und er fand auch schließlich die Lösung, sie lautete: ROSEMARIE.

„Ja, der Name von dem Schiff! Mensch, Tim, weißt du? Die alte Rostbeule, die wir gesehen haben. Das Schiff, mit dem sie die Rundfahrten machen.“

Tim hörte interessiert zu, sprang schließlich auf und rief: „Da müssen wir sofort hin!“

Alles wieder einpacken und losrennen war eine Sache von Sekunden. Kurz bevor sie aus dem Sichtschatten der letzten Halle traten, hielt Tom seinen Freund am Ärmel fest. Sie lugten um die Ecke –

da! Sie lag da! Die ROSEMARIE war am Segelbootkai vertäut!

Es herrschte Ruhe, und von einem Container war nichts zu sehen. Sie gingen langsam auf das Schiff zu, versuchten dabei, sich hinter Booten und Gerät zu halten, um nicht gesehen zu werden. Kurz darauf waren sie direkt bei dem Schiff. Nichts regte und bewegte sich hier, es herrschte absolute Ruhe.

„Wir müssen da rauf“, flüsterte Tom.

„Vielleicht ist es wach“, meinte Tim leise.

„Bewacht, meinst du?“

„Ja, vielleicht ist jemand auf dem Schiff.“

Sie schlichen sich wieder einige Meter fort und verbargen sich hinter einem großen, aufgebockten Motorboot. Sie suchten die grüne Dose. Tim bog den Deckel auf und der kleine schwarzweiße Hund sprang heraus, dehnte sich, sah sie an, lief dann eifrig und schnüffelnd zwischen den Beinen der Jungen umher.

„Mach Lärm, belle, was das Zeug hält, damit die Wache des Schiffes unruhig wird und nach dir sieht. Lenke die Person, wer es auch sein mag, ab, damit wir an Bord gehen können. Niemand darf uns sehen, verstanden?“ sagte Tim energisch.

Der Hund bellte einmal kurz, wie zur Bestätigung, und schon trollte er sich, lief bald darauf am Kai entlang, hauptsächlich in der Nähe des Schiffes, schnupperte dort herum und begann, laut zu bellen. Das Bellen wurde immer wilder, aufreizender. Der Hund lief weg, kehrte zurück, lief wieder weg, ohne sein Bellen zu unterbrechen.

Nach einigen Minuten öffnete sich die Tür in den Aufbauten des Schiffes. Der Mann mit der Lederjacke trat heraus:

„Verdammte Töle, was'n los hier, so ein Lärm! Kann denn ein anständiger Mensch nicht mal schlafen?“

Er verfolgte den Hund mit Blicken. Der aber lief bellend hin und her und sah so aus, als ob er etwas Bestimmtes suche. Der Mann stand mit den Händen in den Hosentaschen auf dem Deck des Schiffes.

„Was'n bloß los hier?“ Der Mann ging über ein Laufbrett an Land und folgte dem Hund ein paar Meter, blieb dann stehen, folgte ihm wieder, als dieser noch erregter bellte und wie besessen an einer bestimmten Stelle, etwa 50 Meter entfernt, winselte und schnupperte. Der Mann stapfte ärgerlich, die Hände noch immer in den Taschen, hinterher.

Dies war die Gelegenheit für die beiden Jungen! Sie kamen hinter dem aufgebockten Motorboot hervor, liefen die paar Meter zum Schiff und über das Laufbrett an Deck, dort dann in die noch offene Tür hinein in das Schiff.

Tom und Tim blieben still stehen, kaum waren sie zu der eisernen Tür hereingekommen. Sie lauschten und spähten – von fern hörten sie das Bellen des Hundes, sonst nichts. War der Mann allein an Bord?

Sie schlichen sich vorsichtig weiter voran, konnten zur Rechten auf die Brücke sehen – sie war leer, nur elektrisches Gerät, Mess-Instrumente, das Ruder. Links eine enge Kammer ohne direktes Licht, eine durchgelegene Couch. Auf dem Tisch davor geöffne-

te Bierdosen, Aschenbecher voller Kippen. Hatte der Mann sich hier aufgehalten?

Schnell weiter, die Treppe runter. Alles hier war aus Eisen, weiß, durchbrochen von Rost, Türen mit Schieberiegeln. Oben war es hell gewesen, hier funzelte nur eine Birne hinter einem Glas mit Drahtgeflecht.

„Los, hier rein! Wir müssen uns verstecken!“ Tom öffnete eine Schiebetür. Da! Da stand der Container! Hinein, und die Tür zu. Sie lauschten. Ihre Herzen klopften so laut, dass sie sonst gar nichts hören konnten.

Doch! Da! Das Zuschlagen der Tür oben.

Draußen hatte der Mann versucht, den Hund zu treten. Der kläffte ihn daraufhin ganz böse an und lief schließlich mit eingeklemmtem Schwanz davon. Der Mann schlenderte ärgerlich zum Schiff zurück, ging an Bord und durch die Türe, die er hinter sich zuwarf.



Die Jungen befanden sich in einem Laderaum, in den der Container, offenbar durch die Decksluke, hineingesenkt worden war. Es lagen und standen Bierkästen – leere und volle – Taurollen, Ketten, Säcke, die sich weich anfühlten, hier herum. Tom und Tim verhielten sich ganz still, bis sich ihre Herzen und Sinne einigermaßen beruhigt hatten. Von oben hörten sie nichts mehr. Der Kerl schlief wohl wieder.

„Du, wir wollen das Ding öffnen“, flüsterte Tim.

„Unser Hund!“ war Toms Antwort.

„Weiß nicht. Er wird es schon schaffen, irgendwie. Komm!“

Sie gingen um den Container, der in der Mitte des Raumes stand, herum, bis zu der Seite, die mit den Riegeln verschlossen und verplombt war.

„Mensch, einfach so?“ Tom hatte nun doch etwas Schiss.

„Na klar, los!“ war Tims Antwort, und er legte beide Hände um den Schiebegriff. Und nochmal sagte er „los“, und mit dem Kopf winkte er Tom energisch heran. Der legte nun seine Hände über die von Tim. Sie schoben, hoben, rüttelten – der dünne Draht der Plombe zersprang. Der Riegel glitt hoch, die Sperren öffneten sich, der Container war offen!

Sie zogen die Klappe auf, die die halbe Vorderfront der Schmalseite des Containers bildete und blickten in das Innere. Er schien vollgestaut zu sein mit Wellpappkartons, die verschiedene Aufdrucke, wie »Whisky« und »Cognac« und »Butter« trugen. Außerdem sahen sie viele Schachteln von verschiedenen Zigarettenmarken. Es handelte sich offenbar um die Waren, die während der Rundfahrten der Rosemarie an die Passagiere verkauft werden sollten. Wo aber war die Kiste, zu der der gefundene Schlüssel passte?

„Sie muss hier sein. Wir müssen auspacken“, sagte Tim, und nachdem er beide Flügel der Vorderseite geöffnet hatte, fing er sofort an, Wellpappkartons herauszuziehen. Er reichte die schweren Schachteln an Tom weiter, der sie um sich herum aufstapelte. Sie nahmen sich kaum die Zeit, sich bewusst zu machen, wie außerordentlich gefährlich das alles war, was sie hier taten! Nicht auszudenken, wenn sie ein zu lautes Geräusch gemacht hätten und von dem Bewacher des Schiffes entdeckt worden wären!

Nachdem sie die erste Reihe der Kartons herausgeholt hatten, zeigte sich zwischen den Schachteln der dann folgenden Schicht die Stirnwand einer offensichtlich sehr massiven, eisenbeschlagenen Holzkiste. Das war sie! Das musste sie sein!

Tim und Tom rückten und hoben und schoben weiter, bis sie die Kiste freigelegt hatten. Sie war nicht viel größer, als einer der großen Wellpappkartons, aber außerordentlich schwer, sie konnten diese Kiste kaum bewegen.

Nachdem sie ihren Fund schließlich mühsam zurechtgerückt hatten, hielten sie inne, lauschten – nichts war zu hören. Die Jungen saßen in der Hocke vor der Kiste, umgeben von unordentlich gestapelten Kartons. Die beiden Flügeltüren des Containers waren weit offen, so dass der Raum dahinter wie ein großer, dunkler Schlund wirkte. Von der Seitenwand des Schiffsladeraums blinzelte eine schwache Glühlampe.

Tim suchte den kompliziert geformten und mit einer »8« im Griff versehenen Schlüssel aus seinem Beutel heraus. Sie entdeckten nun diese »8« auch an den Eisenornamenten und Beschlägen, die die Kiste verstärkten und zusammenhielten.

Tim gab Tom den Schlüssel, der ihn zögernd nahm. Er stupste ihn in die Rippen.

„Los, schließ auf!“

Tom stocherte mit dem Schlüssel im Schlüsselloch herum und plötzlich schlüpfte er hinein. Das Schloss war gut geölt und leicht zu öffnen. Der Deckel der

Kiste hob sich von selbst etwas hoch, als das Schloss aufgeschlossen war.

Tom blickte Tim an und der nickte auffordernd. Tom hob den Deckel ganz hoch und ein sanft schimmerndes Licht breitete sich aus. Es ging von dem goldenen Ring aus, der auf dunkelgrünem Samt eingebettet in der Kiste lag!

Der Ring war ein fingerdicker Reif aus warmem, rötlichem Gold. Nicht nur das sanfte Leuchten, sondern auch eine wunderbare Ruhe verbreitete sich. Der Reif hatte einen solchen Durchmesser, dass er am Unterarm, oder bei den noch wachsenden Knaben am Oberarm getragen werden konnte.

Die Freunde starrten mit weit geöffneten Augen und total begeistert auf diesen Ring. Sie fühlten sich jetzt ganz sicher und verharrten längere Zeit völlig ruhig im Betrachten des Reifs, ohne zu sprechen oder sich zu rühren.

Nach einiger Zeit bewegte Tim schließlich langsam seine Hand auf den Reif zu und nahm ihn heraus. Das Leuchten folgte ihm. Er ergriff Toms Handgelenk und hob es mitsamt dessen Arm so hoch, dass er den Reif darüber streifen konnte. Er schob den Reif so weit an Toms Oberarm nach oben, dass er auf seinen Muskeln fest saß.

In Tom breitete sich ein Gefühl großer Kraft und Ruhe aus. So ein Gefühl hatte er noch niemals vorher erlebt! Er atmete ganz tief. Ein großes Glücksgefühl durchflutete ihn. Er strahlte seinen Freund an, und dieser lächelte zurück.

Bald machte sich in Tim wieder Unruhe breit. „Gib

mir den Ring wieder her“, mahnte er Tom. „Wir müssen ihn verschwinden lassen und alles wieder so aufräumen, dass keiner merkt, dass wir in dem Container herumgesucht haben.“

Tom streifte den Ring ungern von seinem Arm herunter, aber er sah ein, dass sie sich beeilen mussten. Er gab Tim den Reif, der ihn sofort in seinen Beutel versenkte.

Tom wurde nun wieder die traurige Umgebung bewusst, in der sie sich befanden: die Schachteln, der offene Container, die eisernen Schiffswände und die funzelige Lampe. Er holte noch einmal tief Luft und begann, Tim zu helfen. Zuerst wurde der Deckel der Kiste zugeschraubt, die nun leer blieb, dann wurde das Schloss sorgfältig verschlossen. Der Schlüssel verschwand im Lederbeutel. Die Kiste wurde an ihren Platz zwischen die Wellpappkartons geschoben. Die Schachteln mussten alle wieder mühevoll eingesortiert werden.

Es war eine anstrengende, schwere Arbeit, die sie konzentriert und so schnell wie irgend möglich erledigten. Die beiden Flügeltore des Containers wurden zugeschoben, die Riegel eingedrückt und zugezogen. Den zerrissenen Draht der Plombierung bogen sie zusammen und versteckten die Bruchstelle hinter dem Riegel.

Das alles hatte eine ziemliche Weile gedauert. Jetzt standen sie erschöpft und still da und lauschten. Nichts war zu hören. Wohin nun?

Sie hörten ein dünnes Fiepen an der Schiebetür, die

sie sofort einen Spalt breit öffneten. Der kleine Hund sprang herein und bellte einmal kurz – das bedeutete: Warnung!

Er hatte ihre Spur verfolgt und sie gefunden.

„Danke, Kleiner, komm schnell hier herein.“

Tim suchte die grüne Dose und hielt sie dem Hund hin. Der sprang behende hinein, Tim bog den Deckel zu. Jetzt nahm er die schwarze Dose heraus.

„Wir müssen den Schlüssel und den Ring sofort verschwinden lassen. Falls wir entdeckt werden, darf uns nichts verraten.“

Er bog den Deckel hoch, und heraus dehnte sich ein langer, dünner Kerl mit Glatze. Er hing in einem schlabbrigen, schwarzen Anzug und grinste fröhlich.

„Ach, du meine Güte, so ein Mist“, sagte Tim, „Tralla, der sehr Unnütze. Na, wenn das mal gut geht!“

Tom starrte den Langen an, der sich fröhlich in dem eisernen Raum umschaute und etwas dümmlich grinste. Hick – Sonst gab Tom keinen Laut von sich.

Tim holte den Ring und den Schlüssel aus seinem Beutel und übergab beides an Tralla.

„Pass gut auf! Verstecke diese beiden Dinge an einen völlig sicheren Ort! Später brauchen wir sie wieder. Niemand darf wissen, wohin du sie tust, niemand!“

Der Lange grinste, man sah seine gelblichen Zähne, er nickte sparsam – das konnte bedeuten, dass er alles oder aber auch, dass er gar nichts kapiert hatte. Tim schob ihn zur Tür und öffnete sie vorsichtig.

Jetzt hörte man oben Stimmen. Tim schob den Langen über die Schwelle.

„Komm sofort wieder, wenn du alles erledigt hast.“

Tom sagte erregt:

„Die werden ihn doch entdecken und ausfragen, und ihm den Ring dann wegnehmen.“

„Sie können ihn nicht sehen, Tom. Sichtbar existiert er nur für uns.“

Da musste Tom schon wieder staunen. Er schaute Tim von oben bis unten an, als sähe er ihn zum ersten Mal: was er alles konnte und wusste, sein Freund! Und was für Kräfte standen ihm zur Verfügung?

Sie sahen sich in dem eisernen Schiffsraum um. Würde man sich hier verstecken können, wenn es notwendig werden sollte? Hinter den großen Taurollen, dort bei den Säcken, da ginge es notfalls.

Es pochte an der Tür. Tom ergriff erschrocken Tims Arm. Der machte sich jedoch los, ging zur Tür und schob sie ein wenig auf. Der Lange kam grinsend herein.

„Hast du Ring und Schlüssel gut versteckt?“

Der Lange nickte, immer noch grinsend.

„Dann los, zurück in die Dose mit dir!“

Tralla zog sich zusammen und verschwand im Nu in der Dose.

Kaum war Tralla verschwunden, hörten die Jungen polternde Schritte und Stimmen auf der Treppe. Sie flüchteten hastig hinter die Säcke, die sie zu sich heran zogen, und schon öffnete sich die Türe. Sie hörten Männerstimmen, konnten die Personen aber nicht sehen.

„Dann fahren wir eben ohne Schlüssel. Die Kiste muss heute weg. Das Ding darin wird gebraucht. Ich muss mein Wort halten, sonst kostet's mich den Kragen und euch auch!“

Es war offenbar der dicke Kerl, den sie schon gestern gesehen hatten, der so sprach.

„Ihr kennt den Chef, der lässt nicht mit sich spaßen. Sonst alles klar, Pinkus, war irgendwas?“ fragte er.

„Nix. Hier drin ist die Kiste, guck selbst nach“, antwortete Pinkus.

Sie rumorten etwas herum.

„He, guck mal! Und du sagst, es war nix!

Die Jungen hörten die Männer schnaufen, dann das Rucken und Rütteln an den Riegeln des Containers.

„Verdammt, die Plombe!“ hörte man Pinkus ausrufen.

„Hast wohl geschlafen! Na, das gibt was! Los, aufmachen, nachsehen!“ hörten sie den Dicken sagen.

Die Männer öffneten die Flügeltüren des Containers. Wie die Jungen es noch vor kurzem selbst getan hatten, so begannen jetzt die beiden Männer, die Kartons herauszunehmen. Nach einigen Minuten hörte man den Pinkus sagen:

„Ah, da ist sie ja, alles dran, alles drin, alles okay!“ Er war offenbar erleichtert, weil er die Kiste gefunden hatte.

Die Männer zogen die Kiste heraus und versuchten, sie zu öffnen. Sie waren zufrieden, als sie feststellten, dass sie noch fest verschlossen war. Wieder

hörte man die Stimme des Dicken mit dem Schwitzgesicht:

„Also, es ist doch irgendwas los! Erst ist der Schlüssel weg, dann ist die Plombe kaputt. Lass uns bloß abhauen von hier. – Was’n das?“

Die Jungen lauschten in die entstehende Stille hinein.

„Leere Konservendosen, Chef, und da: ein Beutel. Noch eine drin.“

Verflixt, die hatten ihren Beutel gefunden!

„Zeig her!“ sagte der Dicke.

Sie besahen sich offenbar alles ganz genau, konnten sich aber keinen Reim darauf machen.

„Leere Dosen. Schmeiß weg!“ Und die Dosen schepperten irgendwohin.

„Wenn einer da ist, der die Plombe ...“

„Quatsch, niemand da!“ sagte der Dicke und fuhr fort: „Lass uns abhauen! Der Chef wartet auf uns an der bestimmten Stelle. Wir legen ab. Wirf die Maschine an!“

Die Männer gingen hinaus und knallten die Schiebetür hinter sich zu. Die Schritte verhallten auf der Treppe nach oben.

Tim und Tom krochen aus ihren Verstecken und reckten die Glieder. Tom wollte die Dosen und den Beutel einsammeln.

„Lass liegen, wenn die wiederkommen!“ meinte Tim und Tom begriff.

Kurz darauf hörten sie, wie die Maschine angeworfen wurde. Ein dumpfes, alles durchdröhndenes

Vibrieren und das Motorengeräusch – tuck-tuck, tuck-tuck, tuck-tuck – setzen ein; ein Takt, der sie nun viele und lange Stunden begleiten würde.

Die beiden Jungen überlegten. Sie waren Gefangene und konnten nicht vom Schiff herunter. Sie konnten nur hoffen, dass Tralla den Ring und den Schlüssel wirklich gut versteckt hatte. Wenn sie entdeckt würden, müssten sie sich darauf heraus reden, dass sie mitfahren wollten, oder im schlimmsten Fall, dass sie Butter und Schnaps hatten klauen wollen. Eigentlich konnte ihnen dann nicht sehr viel passieren. Sie würden an Land gesetzt werden, wenn das Schiff wieder anlegte. Weil sie nichts gestohlen hatten, konnten sie auch nicht übermäßig bestraft werden.

Wenn aber doch rauskäme, dass der Ring nicht mehr in der Kiste war? Ja dann ...!

Sie dachten beide angestrengt nach. Ihre Lage blieb kritisch, wie man es auch drehte und wendete.

Tuck-tuck, tuck-tuck, tuck-tuck – das Schiff bewegte sich jetzt in gleichmäßigem Takt. Es schwankte leicht hin und her, von Luv nach Lee, immer hin und her. Sie hatten offensichtlich vom Ufer abgelegt und waren jetzt mitten auf dem Fluss.

Wohin würde die Reise wohl gehen? – Tom dachte an seine Mutter.

Hier unten war es kühl. Die Jungen begannen zu frieren. Tom nahm seinen linken Fuß in die Hand,

um ihn zu wärmen. Seine Zehen waren eiskalt. Tim wurde von Frösteln überschauert. Sie hockten sich dicht zueinander, so dass ihre Körper sich gegenseitig wärmen konnte. Tim war ganz dünn, Tom hatte zwar etwas mehr Speck auf den Rippen, aber auch er hatte kaum ein Wärmepolster. Sie hatten gar nichts zu essen dabei, und der Hunger begann jetzt, zumindest an Tom, zu nagen.

Wie lange sollte diese unfreiwillige Fahrt wohl dauern, und was würde noch alles passieren, ehe sie wieder heil an Land kämen?

Sie waren nun schon mehrere Stunden unterwegs. Die Kälte in diesem dunklen Loch war hundsgemein! Allmählich hatte sie ihre Körper durchdrungen, so dass ihnen schließlich gar nichts anderes übrig blieb, als hier zu verschwinden, auch auf die Gefahr hin, dass sie entdeckt würden. Sie mussten raus hier, sonst würden sie erfrieren oder zumindest krank werden.

Das Schiff hatte sich inzwischen sanft schwankend und tuckernd auf das große Meer hinaus bewegt. Sie merkten es am veränderten Rhythmus der Schaukelbewegung; in solchen Dingen hatte Tom Erfahrung und konnte Tim darüber erzählen. Außer dem Motorengeräusch und dem Anschlagen der Wellen am Schiffsleib hatten sie in der ganzen Zeit nichts anderes vernommen.

Tom und Tim erhoben sich, schüttelten und streckten sich und gingen dann auf die Schiebetür zu. Sie mussten dabei über die Kartons steigen, die die Männer nicht wieder in den Container eingesta-

pelt hatten. Sie öffneten vorsichtig die Tür zum Treppenaufgang. Tom streckte den Kopf hinaus: nichts war zu hören oder zu sehen.

Sollten sie nun die Treppe hochsteigen – und was tun, wenn sie oben waren?

Sie konnten ja von hier unten aus gar nicht sehen, wer von den Männern sich wo befand. Sie waren wie in einem Loch gefangen. Da sie die anderen Räume und Wege des Schiffes nicht kannten, war es äußerst riskant, auf gut Glück loszugehen.

Trotzdem! Es war nach dieser langen Zeit auch wichtig für Tom und Tim, dass sie wieder etwas unternahmen, und nicht länger tatenlos und erbärmlich frierend in dem kalten Laderaum herumhockten.

Tom stieg als erster Stufe um Stufe hoch. Tim folgte ihm mit einem kleinen Abstand. Sie kamen zu dem Raum mit dem verlotterten Bett – es schien niemand dort zu sein. Die Tür auf der anderen Seite, die zur Brücke führte, war verschlossen. Sie traten vorsichtig oben auf dem Deck des Schiffes ins Freie und schauten sich blitzschnell nach allen Seiten um, um herauszufinden, wo sie sich am besten verstecken könnten. Da hörten sie eine laute Stimme:

„Verdammst noch mal! Wir nehmen doch heute keine Passagiere. Was macht denn ihr an Bord, ihr kleinen Ärsche?!“ Es war Pinkus, der das brüllte. Er kam mit großen Schritten um den eisernen Aufbau herum, hatte wohl ihre Köpfe von oben gesehen. Er packte die beiden Jungen mit eiserner Faust am Hemdkragen und schüttelte sie.

„Hier, Chef, guck mal, was ich hier habe!“

Er schüttelte die beiden so hin und her, dass ihnen Köpfe und Hälse weh taten. Seine laute, dröhnende Stimme hatte den Chef erreicht, der um die Aufbauten herum gestapft kam – dick, rot und verschwitzt – und kaum, dass er die Jungen gesehen hatte, brüllte er maßlos zornig:

„Verdammte Brut, die können wir jetzt gerade noch gebrauchen!“

Als er bei ihnen ankam, hob er die Fäuste, und es sah so aus, als wolle er die Jungen schlagen. Er beherrschte sich mühsam und schrie:

„Den Schlüssel, los, her damit, und die Plombe! Was wolltet ihr da? Was, was? Ihr gehört aufgeknüpft, ihr Schnüffler. Los, den Schlüssel her!“

Wieder hob er die Fäuste und schüttelte sie in der Luft. Der andere Kerl hatte die beiden losgelassen. Sie standen mit eingezogenem Genick und hängenden Armen, hilflos und verängstigt, immer noch frierend vor den wütenden Männern.

Tim sagte schließlich:

„Von welchem Schlüssel sprechen Sie?“

„Na, den Schlüssel. Her damit, den Schlüssel eben!“

Der Dicke wandte sich an Pinkus:

„Also Schlüssel – eh – vielleicht wissen die gar nichts!“

Und wieder zu den Jungen, nun etwas ruhiger:

„Was wolltet ihr denn hier, raus mit der Sprache!“

„Wir wollten eine Rundfahrt machen“, sagte Tim und Tom fiel ihm ins Wort:

„Wir waren nur zu früh. Das Schiff hat uns interessiert, da sind wir schon mal an Bord gegangen.“

„Quatsch! Ich war die ganze Zeit an Bord“, sagte Pinkus. „An mir kommt niemand vorbei. Ihr seid heimlich raufgeschlichen, wolltet wohl klauen, was?“

Schuldbewusst guckten die Jungen zu Boden.

„He, Chef, die wollten klauen! Schnaps, Butter, Zigaretten, tolle Sache, was?“

Er war zufrieden mit seiner Entdeckung des Grundes für ihr Hiersein. Ihr schuldbewusstes Senken der Köpfe sprach ja Bände!

„Chef, guck mal, die wollten uns beklauen!“

Die Tür der Brücke wurde geöffnet. Der dritte Kerl, offenbar der, der das Schiff führte, rief heraus:

„Chef, Meldung von Schrotter! Der will dich sprechen.“

Er verschwand wieder auf der Brücke. Der Dicke stapfte zornig und mit schweren Schritten hinterher.

Der Himmel war wolkenlos. Die Luft war warm, was den Jungen wohltat. Es ging nur ein wenig Wind. Das Schiff zog ruhig und langsam durch das schwarzsilbrige Wasser.

Pinkus ließ die beiden nicht aus den Augen. Er verzog den Mund:

„Na, ihr könnt was erleben!“

Da kam der Dicke eilig von der Brücke zurück.

„In einer Viertelstunde ist Schrotter hier! Los, die Kiste bereithalten! An die Arbeit! Pinkus, du weißt, was du machen sollst!“

Er schien die Jungen ganz vergessen zu haben – aber nein!

„Die Verbrecher, was machen wir mit denen? Wir müssen alle Spuren beseitigen, da hilft nichts. Los, runter mit euch! Los, runter hier!“

Er hatte Eile und schubste sie die Treppe hinunter, die sie heraufgekommen waren. Der Dicke und Pinkus folgten ihnen. Tom und Tim wurden zurück in den Stauraum gestoßen.

Der Dicke und Pinkus waren äußerst nervös und auf eine Art bedrückt, unfrei, der Willkür von jemand Mächtigem ausgeliefert.

Pinkus machte sich am Container zu schaffen, räumte, schob und hob und hievte schließlich die Kiste unter Mühen heraus. Dann rief er den Mann von der Brücke. Der Dicke stieß Tom und Tim in die hintere Ecke des Raumes. Er öffnete eine der Taurollen und begann damit, Tim an den eisernen Sparren der Schiffswand festzubinden. Tom trat von einem Fuß auf den anderen; er konnte nichts machen! Er wusste nicht recht, wo er hingucken sollte. Einmal sah er in Tims traurige Augen – ach, ihm wurde selbst so traurig zu Mute! Dann war er selbst dran. Der Dicke band ein Tau um ihn und fesselte ihn an die Schiffswand. Die beiden anderen Männer schleppten gemeinsam die Kiste nach oben.

Während der Dicke sich immer noch mühte, sie ganz fest an die Sparren anzuzurren, hörten sie plötzlich für kurze Zeit ein lautes, ratterndes Geräusch, das die Schiffswand laut erdröhnen ließ. Es war, als ob mit Eisen auf Eisen gebohrt würde. Nach wenigen

Minuten kam Pinkus mit einem harten Ausdruck im Gesicht wieder herein.

Die Männer standen offensichtlich unter einem enormen Zeitdruck. Der Dicke schwitzte gewaltig. Pinkus half ihm jetzt beim Fesseln der Jungen. Die Taue wurden teilweise nochmals gelöst und neu und haltbarer angelegt, so dass sie in die Haut einschnitten. Sie schnürten in die Arme, den Bauch und die Oberschenkel. Die Männer waren grob und zurrten die Seile rücksichtslos fest, knoteten sie um Fußgelenke und Eisenträger. Tom hatte Tränen in den Augen. Die Schmerzen, die ihm die Fesseln bereiteten, waren unerträglich. Die Männer beachteten sie gar nicht, sie waren nur mit dem Fesseln beschäftigt. Alles sollte schnellstens und so perfekt durchgeführt sein, dass sich die Jungen keinesfalls befreien konnten!

Plötzlich hörte man ein fremdes Motorengeräusch. Kurz darauf ging offenbar ein anderes Schiff längsseits. Der Dicke rief:

„Los, raus hier! Und kein Wort zu Schrotter, dass die Zwei hier an Bord sind, sonst kriegen wir nur neue Probleme!“

Und weg waren sie! Die Tür knallte zu. Kurze Zeit später erstarb das Motorengeräusch, das tuck-tuck... tuck-tuck... tuck... tuck... der »Rosemarie« war nicht mehr zu hören. Das Licht aus der funzeligen Birne wurde immer dunkler, schimmerte nur noch schwach gelblich. Das Motorengeräusch des fremden Bootes entfernte sich.

5

Eine tiefe Stille breitete sich aus. Das Tuckern dröhnte noch eine Zeitlang in ihren Köpfen nach, verschwand aber allmählich. Wasser platschte hin und wieder an die Bordwand. Es war jetzt das einzige Geräusch. Sie waren allein. Das Schiff dümpelte hin und her, es war kalt und dunkel.

Die Seile, mit denen sie gefesselt worden waren, schnitten ein, dass es schmerzte. Sie versuchten, sich zu bewegen, um die Seile zu lockern, aber es gelang nicht.

Das dauernde Dämpeln des Schiffes erzeugte Übelkeit. Sie hatten lange nichts gegessen. Die Kälte nistete sich nicht nur in ihren Körpern, sondern auch in ihren Herzen und Seelen ein. Sie wurden mutlos und verzagt.

Tim sagte leise: „DU und ICH – wir beide sind jetzt

problematisch. Wer weiß, was wird.“ Und Tom antwortete:

„Ja, wir haben Probleme. Was sollen wir tun?“

Aber Tim gab keine Antwort.

Das Licht wurde schwach. Dunkelheit legte sich tief und schwarz auf die Dinge im Raum. Plötzlich bemerkte Tom, dass er nasse Füße bekam! Sofort war er hellwach! Seine Muskeln spannten sich, er rief:

„Tim, wir saufen ab!“

„Warum glaubst du das?“

„Na, meine Füße. Ich steh im Wasser. Da war vorher nichts, nun ist es nass!“

Tim wurde erst jetzt bewusst, dass auch er im Wasser stand. Er sagte aufgereggt, und seine Stimme wurde ganz hell:

„Wir müssen hier weg, sonst ertrinken wir!“

Sie achteten jetzt nur noch auf ihre Füße, und tatsächlich bemerkten sie, wie das Wasser ganz allmählich stieg.

Tom rief:

„Das Bohren vorhin, Tim! Die haben ein Loch in die Schiffswand gebohrt, damit das Schiff absäuft. Die wollten nur weg mit dem Ring und alles andere hinter sich lassen, auch uns! Die wollen uns richtig vernichten!“

Das Wasser stand ihnen nun schon bis an die Knöchel. Alles Zerren und Ziehen hatte die Taue nicht lockern können, sie saßen ganz und gar fest. Auf die Schmerzen, die bei diesem Zerren und Reiben entstanden, achteten sie gar nicht mehr. Tim hatte

sich die Haut am Handgelenk aufgescheuert. Das Wasser stieg unaufhaltsam weiter. Die Jungen waren verzweifelt. Gab es denn kein Entkommen?

Mit letzter Kraft und voller Zorn, der ihn zusätzlich stärkte, zog und zerrte Tim sein rechtes Fußgelenk hin und her, und her und hin und – da! Es lockerte sich etwas! Er zog und drückte und zog weiter. Es fetzte die Haut von seinen Knöcheln. Das Salzwasser brannte in der Wunde. Er biss sich auf die Lippen. Tränen traten ihm in die Augen.

Ja, er bekam den rechten Fuß allmählich freier und immer freier – und jetzt:

„Frei, frei, frei, Tom!“ jubelte Tim.

Er führte seinen Fuß, so weit er irgendwie konnte, im dunklen Raum herum und stieß schließlich an eine der Dosen. Er versuchte, den Deckel mit der Fußspitze zu erfühlen, fand ihn auch, trat darauf und es strömte und es dehnte sich. Trulla, der sehr Brauchbare, stand lächelnd im dunklen Dämmer vor ihnen.

Klein, schwarz gekleidet, mit rundem Hut auf dem Kopf, sprach er atemlos und mit hoher Stimme:

„Aha, aha, da sind wir ja. Höchste Zeit! Wie gut, mich zu holen! Das Schiff geht unter. Wo, ach wo wäret ihr hingesunken? Oh, oh, oh! Das andere Schiff ist fort, die Kiste auch. Und wo ist der Ring?“

Schon während er diese Worte sprach, machte der kleine, dicke Kerl sich behende daran, die Jungen von ihren Fesseln zu befreien. Zuerst öffnete er die

Knoten bei Tom, löste die Verschlingungen dann bei Tim, und bald standen die beiden Jungen steif und mit wehen, kalten Gliedern aber ohne Fesseln da. Sie begannen erst zögernd, dann immer eifriger ihre eisigen und unbeweglich gewordenen, schmerzenden Arme und Beine zu bewegen, die Füße hoch aus dem Wasser zu heben, das ihnen jetzt schon bis an die halbe Wade reichte.

Sie waren befreit und glücklich!

Tom und Tim staksten im Wasser umher und suchten die Dosen und den Lederbeutel zusammen, dann patschten sie zum Treppenaufgang. Der kleine Dicke, Trulla genannt, hinter ihnen her. Bei ihm zog das Wasser in die Hosenbeine und machte sie noch schwärzer, als sie sowieso schon waren.

Als sie oben waren, lachten sie sich an und dankten Trulla mit einer Umarmung. Sie legten die Hand über die Augen, geblendet von der plötzlichen Helligkeit. Das silbergraue Meer war endlos, seine langen Wogen hoben und senkten das rostige Schiff. Kein Land, nichts als Wasser und Wolken waren zu sehen.

Würden sie sich retten können, nachdem sie jetzt von den schrecklichen Fesseln befreit waren? Diese Kerle, diese Verbrecher! Die hatten sie doch tatsächlich dem Ertrinken preisgegeben!

Tim sagte:

„Hier ist die Tatsache, die Tatsache ist eine Tat-Handlung, dass sie uns umbringen wollen. Stell dir das mal vor! Die haben es gemacht, dass wir nicht mehr sein sollen – ach, was sag ich, oder wie? Du

weißt schon, was ich meine!“ Er war so empört, dass er gar keinen richtigen Satz sprechen konnte.

Tom atmete tief durch. Er war so froh, an Deck und an der frischen Luft zu sein!

Wie sollten sie das Schiff wieder in Fahrt bringen und – viel wichtiger noch – wie konnten sie verhindern, dass sie langsam aber unaufhörlich immer tiefer ins Wasser sanken und irgendwann das Meer sie mitsamt der rostigen »Rosemarie« verschlingen würde – spurlos und für immer?

Ja, und wo war »Der Ring der guten Kräfte«?

„Du, lieber Trulla, musst wieder verschwinden, damit dein Seelenkamerad, Tralla, der sehr Unnütze, hervorkommen kann.“ sagte Tim. „Er weiß, wo der Ring ist. Er war es, der ihn und den Schlüssel versteckt hat. Hoffentlich an einem guten Platz! Geh zurück an deinen Ort, und nochmals Dank für die Befreiung!“

Trulla zog sich lachend zusammen und schlüpfte in die Dose, deren Deckel Tim zubog.

Die Jungen liefen über das Deck, schauten auf die Brücke und in den Aufenthaltsraum, der sich auf dem hinteren Teil des Schiffes befand. Das Schiff war menschenleer und verlassen, wie sie es vermutet hatten. Als sie noch einmal die Treppe hinunterschauten, die sie heraufgekommen waren, sahen sie, dass das Wasser schon an der unteren Stufe schwampte.

Die Jungen berieten, was zu tun sei. Oben auf dem

Brückenzauber waren automatische Rettungsinseln festgemacht. Sie kletterten mit Hilfe einer Kiste hinauf, lösten die Gurte und warfen eine solche Insel auf Deck, ein in weißes, dickes, gummiertes Leinen gebundenes Paket. Auf diese Insel würden sie sich retten, wenn sie auf dem Schiff nicht mehr bleiben konnten.

War es möglich, den Motor anzuwerfen? Sie liefen auf die Brücke, besahen sich aufmerksam alle Knöpfe, Hebel und Armaturen, drehten auch an dem großen Steuerrad. Tom glaubte nicht, dass sie die Maschine zum Laufen bringen konnten. Vermutlich befand sie sich tief im Bauch des Schiffes und war deshalb längst abgesoffen.

Welche Tageszeit mochte es sein? Wo stand die Sonne, wo waren sie überhaupt?

Sie gingen zurück auf das Deck. Die Sonne stand schon ziemlich verschleiert, flach über dem Horizont – es mochte später Nachmittag sein.

Kein Wind wehte, alles war still und schien ewig. Nur das sanfte Schlagen der Wellen an den Rumpf des Schiffes war zu hören.

Tom lauschte noch einmal die Treppe hinunter. Das Wasser machte da unten gurgelnde Geräusche. Mit unerbittlicher Stetigkeit stieg und stieg es. Tom packte die blanke Angst! Er fühlte sein Herz wild klopfen.

Mit dem Drücken der Knöpfe und Hebel hatten sie gar nichts erreicht. Es rührte sich nichts. Einmal hörten sie oben aus dem Lautsprecher der Brücke ein Krächzen. Sie rannten hinauf. Da war schon nichts

mehr zu hören. Sie versuchten, den Funkapparat zu bedienen, so dass vielleicht auf diesem Wege ein Senden oder Empfangen möglich würde. Es ging aber nicht, offenbar war der elektrische Strom schon zu schwach.

Tom bemerkte, dass Tim sehr blass aussah. Der besah sich seinen Knöchel. Das Blut war inzwischen getrocknet, aber es hatten sich durch die Fesselung mit dem Seil tiefe Schrunden gebildet. Tom legte tröstend und wortlos seinen Arm um die Schulter des Freundes.

Tim sagte, dass er sich nicht gut fühle, dass er sich eigentlich verdammt schlecht fühle, dass ihm sogar richtig übel sei.

Tom begann etwas Essbares zu suchen. Er fand eine Packung trockner Kekse in dem kleinen Raum mit der Couch, wo dieser Kerl Pinkus gewacht hatte. Sie aßen die Kekse. Tim musste sich überwinden, um überhaupt einen Bissen herunter zu kriegen – er hatte einen völlig trockenen Mund.

Sie saßen nebeneinander auf der Decksbank. Tom wurde es allmählich wieder warm. Er befühlte Tims Arme und Beine, die waren immer noch ganz kalt.

„Wir müssen jetzt erst mal den Ring wieder haben, das ist die absolute Hauptsache, dann sehen wir weiter.“ sagte Tim mit matter Stimme.

Tom holte die schwarze Dose aus dem Beutel. Tim bog den Deckel hoch, und hervorquellend dehnte und formte sich Tralla, der sehr Unnütze.

Als er vor ihnen stand, grinste er und verstand überhaupt nicht, in welcher Lage die Jungen waren.

Tralla – so lang und dünn im schlotternden, schwarzen Anzug.

„Wo hast du Schlüssel und Ring hingetan?“ fragte Tim.

„Da und dort“, antwortete Tralla und zeigte mit seinem langen Zeigefinger in verschiedene Richtungen.

„Na, komm schon, hol sie!“ befahl Tim, und Tralla ging auf die Brücke, gefolgt von Tom.

Dort nahm er mit größter Selbstverständlichkeit den Schlüssel vom Schlüsselbrett, das neben der Tür befestigt war und an dem noch eine Menge andere Schlüssel hingen. Dann fasste er unter die Mütze, die am Haken neben der Tür hing und holte dort den Ring hervor!

Tom riss beides an sich und rannte zu Tim, der blass und matt auf der Bank sitzen geblieben war.

„Da, der Ring und der Schlüssel!“ Er hielt sie Tim direkt unter die Augen, und über dessen Gesicht huschte ein Lächeln.

„Weißt du, wo er sie hingetan hatte? Für jeden sichtbar und greifbar direkt auf der Brücke am Schlüsselbrett und unter der Mütze! Wenn die nur etwas mehr Zeit gehabt hätten, dann hätten sie beides bestimmt gefunden. Jetzt weiß ich auch, warum er »der sehr Unnütze« heißt!“ Tom war empört.

„Du machst wenigstens deinem Namen Ehre!“ Er hatte sich zu Tralla umgedreht, der noch dümmlicher grinste, als Tom ihn nun so ansprach.

„Verschwinde, und trotzdem: danke!“ sagte Tim, und Tralla zog sich zusammen und verkroch sich in

die Dose, deren Deckel Tom zubog, um sie dann in den Beutel zu stecken. Dort hinein kamen auch Ring und Schlüssel.

„Ich glaube, ich muss mal“, sagte Tim zaghafit und schlich ins Brückenhaus. Er verschwand für längere Zeit hinter der kleinen WC-Tür.

Tom war schließlich beunruhigt und rief nach seinem Freund. Da öffnete sich langsam die Tür und Tim kam noch blasser heraus, als er hineingegangen war.

„Ich habe Fließkacke, oder wie das heißt.“

„Dünnschiss auf gut Deutsch.“ antwortete Tom, der besorgt war.

„Willst du dich hinlegen? Ich glaube, du wirst krank!“

„Nee, nee, danke“, sagte Tim fröstelnd und schwach.

Es war so gemein von den Männern, sie hier allein zu lassen, es war hundsgemein! Tom stampfte mit dem Fuß auf. Es war ein verdammt ungemütliches Gefühl, auf einem sinkenden Schiff zu sitzen.

Aber auf das Rettungsfloß wollten sie noch nicht umsteigen. Das größere Schiff gab ihnen immer noch ein stärkeres Sicherheitsgefühl, als es so ein schwankendes kleines Floß konnte.

Der »Ring der guten Kräfte«! Konnte er in dieser Situation etwas nützen? Tim sagte, dass der Ring nur dem helfe, der damit eine gute Tat vollbringen wolle, und ob die Rettung von zwei Jungen, die sie selbst seien, eine solche gute Tat war, das bezweifelte er.

Aber was hätten dann die Verbrecher mit dem Ring anfangen können? Die hatten doch sicherlich nur böse Taten im Sinn! Der Ring mit seinen guten Kräften wäre dann eben verloren gewesen. Die Kraft des Guten, die auch Ganoven hin und wieder von der Außenwelt erfahren und gegen die sie sich wehren, um ihren bösen Zielen besser folgen zu können, wäre verloren gegangen.

Die Sonne berührte jetzt den Horizont. Ihre Strahlen breiteten sich golden über das Wasser aus und eine friedvolle Stimmung entstand.

Es hätte unglaublich schön sein können, wenn sie nur nicht das sinkende Schiff unter sich gewusst hätten. Nichts, gar nichts war am weiten Rund des Horizontes zu sehen. Es schien, als wären sie ganz allein auf der Welt.

Tom schlug vor, den Hund und Trulla als Kameraden herbeizuholen. Aber Tim antwortete, dass das nun nicht mehr ginge.

„Warum denn nicht?“ fragte Tom erstaunt.

„Weil sie nur aus meiner Kraft erscheinen und bestehen können, und ich, ich fühle mich jetzt sehr schwach.“ war Tims Antwort.

„Ach, so ist das?“ Tom starzte Tim an und er bekam große Angst. Es schauerte ihn kalt den Rücken hinunter.

„Tim, du bist krank. Wir brauchen Hilfe. Was kann uns nun noch retten?“

Tim saß kraftlos auf der kleinen Bank vor den Aufbauten. Alle Stärke, und auch seine Helligkeit, die

immer irgendwie von ihm ausgegangen war, fehlte ihm jetzt, sie war dahin.

Tom suchte Tims Puls am Handgelenk – der ging viel zu schnell. Tims Stirn war sehr warm, trotzdem fror er. Ganz klar: Tim hatte Fieber!

Tom holte eine schmuddelige Decke aus dem Aufenthaltsraum und wickelte Tim hinein, was dieser sich willenlos gefallen ließ. Tom überlegte: Alle Verantwortung für ihre Rettung lag nun bei ihm. Er wollte versuchen, ein Feuer auf Deck zu machen, so dass bei aufkommender Dunkelheit der Schein des Feuers gesehen werden konnte, falls ein anderes Schiff in der Nähe vorbeifuhr. Er suchte Holz, Pappe, alte Lumpen und Ölkannen zusammen und packte alles auf die Ladeluke. Auf der Brücke fand er ein Feuerzeug, das funktionierte.

Noch aber war es viel zu hell; das Feuer würde wirkungslos bleiben.

Immer tiefer sank das Schiff. Es lag nun schon schwer und immer unbeweglicher in der sich träge wälzenden Dünung. War dies der Zeitpunkt, um aufs Floß zu gehen? Da wären sie so winzig klein. Feuer könnten sie dort auch nicht machen. Wer weiß, ob das Ding überhaupt dicht war! In Rettungsflöße auf so alten, rostigen Pötten sollte man nicht zuviel Vertrauen setzen; da hatte Tom schon von ganz schlimmen Sachen gehört. Nein, ausharren bis kurz vor dem Absaufen, das war die Parole, die für sie gelten musste. Es war entscheidend, den richtigen Moment zu erwischen, und sie durften auch nicht zu

spät aussteigen, sonst konnte der alte Kahn sie zum Schluss gurgelnd mit in die Tiefe ziehen!

Tom war hungrig. Er dachte an den Container, der nun sicher schon im Wasser stand. Was gab es dort zu essen? Butter pur – igittigitt! – und Alkohol – pfui Teufel! Bloß nicht! Wenn sie besoffen würden, nur um irgend etwas zu sich zu nehmen – ach nein, das wäre das Ende!

Sie saßen weiter wartend auf der Bank. Tom stand öfters auf und suchte angestrengt den ganzen Horizont ab, ob nicht ein fremdes Schiff auftauchte – nichts!

Er holte sich den Lederbeutel und nahm den Ring heraus. Er lag schwer in seiner Hand und verbreitete seinen warmen Schimmer. Augenblicklich senkte sich beim Betrachten des Ringes eine große Ruhe über Tom. Er konnte sich für Minuten nicht von dem Anblick losreißen, streifte den Reif schließlich über sein Handgelenk, und dann hoch hinauf bis auf den Oberarm.

Das schon früher erlebte wunderbare Gefühl von Wärme, Stärke und auch Freude durchströmte seinen ganzen Körper. Er wurde jetzt ganz sicher, dass alles gut würde!

Dann streifte er den Ring wieder ab und legte ihn sorgfältig zurück in den Lederbeutel. Er traute sich nicht, dieses geheimnisvolle, kostbare Stück Gold länger an sich zu tragen, sich sozusagen mit einer geliehenen Kraft zu versehen, die nicht die seine war, wie er glaubte.

Wieder blickte Tom über das weite Meer. Aus Westen schimmerte ein letzter Sonnenglanz. Der dort noch helle Himmel spiegelte sich im Wasser. Aus den anderen Himmelsrichtungen näherte sich der Abend. Vor allem aus Osten kroch die dunkle Nacht über das Wasser herauf. Neben ihm auf der Bank lag Tim in die Decke eingehüllt. Das sanft bewegte Meer um sie herum bekam etwas Saugendes, als wolle es sagen: »Kommt zu mir. Ich bin ruhig und weich. Ich werde euch tragen.«

Aber auf dem Hintergrund seiner Gedanken und seiner Seele empfand Tom auch die Unheimlichkeit des Meeres, die Weite und die Tiefe, diese unendliche Menge all der strömenden und pulsenden Wassermassen, die sie umfangen und schließlich verschlingen könnten.

Die Wasserlinie stieg an der Bordwand des Schiffes höher und höher. Träge und tief lag die »Rosemarie« im Meer.

Tom zündete jetzt das vorbereitete Feuer an. Eine mannshohe Flamme stand im Nu über dem Schiff. Toms Blicke suchten immer wieder das Meer ab. Bald schon wurde die Flamme wieder kleiner, fiel in sich zusammen. Nach einigen Minuten lag nur noch glühende Asche auf der Luke.

Nichts! Kein Boot, keine Hilfe weit und breit. Die Jungen waren allein – ganz und gar allein!

Nachdem es fast ganz dunkel war, sagte Tom:
„Komm, Tim, wach auf, wir müssen jetzt in die Rettungsinsel steigen, sonst müssen wir ersaufen.“

Tim schien alles egal zu sein, er war schwach und fühlte sich sehr schlecht. Tom zog mit großer Anstrengung das Gummipaket zu sich heran, öffnete die Gurte, zog dann an dem Ventil, und zischend schoss Luft in die Schläuche, die sich ziemlich schnell aufblähten, füllten, aufbäumten, streckten und binnem kurzem eine pralle Schlauchbootinsel bildeten.

Tom war erleichtert, dass wenigstens dies gut klappte! Er stieß die Insel ins Wasser, das jetzt nur noch zwei Fuß breit unter der Seitenkante des Schiffes schwachte. Er hielt die Insel an einer Seitenleine fest, half Tim mit der freien Hand, einzusteigen, sprang selbst mitsamt dem Lederbeutel und der Decke hinterher, wobei die Insel sich durch den Rückstoß sofort von der »Rosemarie« entfernte.

Eine Art Abschiedsgefühl überkam Tom. Das Schiff hatte allein durch seine Größe sicherer gewirkt, als diese kleine Gummiinsel, die allerdings für maximal 10 Personen bestimmt war, wie man auf einem Aufdruck lesen konnte.

Die Jungen trieben mit ihrem Rettungsfloß fort von der »Rosemarie«.

Vom leichten Abendwind vorangetrieben, bewegte sich das Floß. Die beiden hockten eng aneinander gerückt auf dem Gummiboden und spürten das kalte Wasser unter sich in sanften Stößen. Sie ahnten die große Tiefe des Meeres.

Die Dunkelheit kam jetzt über sie, deckte sie zu. Die Nacht breitete sich über das Meer, auf dem die beiden Jungen allein und verlassen auf einem

Stückchen Gummi saßen. Tim dämmerte vor sich hin und fieberte.

Nach einiger Zeit hörte Tom in der Ferne Motorengeräusch. Er lauschte und spähte erregt über das Wasser in die dunkle Nacht. Obwohl eigentlich nichts mehr zu sehen war, meinte er, weit entfernt den Schatten eines Bootes bemerkt zu haben, das vielleicht an der »Rosemarie« festmachte. Es war auf gar keinen Fall gut zu rufen. Vielleicht war es das Boot der Verbrecher, und sie kamen zurück, weil sie bemerkt hatten, dass die Kiste leer war und der Ring fehlte?

Tom verhielt sich still. Bald bewegte sich das Bootgeräusch wieder weg. Schon wenig später war nichts mehr zu hören.

Es war jetzt stockfinster. Die langen Wogen des Meeres hoben und senkten das Floß in einem gleichmäßigen, schlaftrig machenden Rhythmus.

Tim hatte sich in die Decke eingewickelt. Die Bewegungen, die das Wasser dem Floß vermittelten, waren für ihn unangenehm. Sein Bauch rumorte. Seine Lippen wurden spröde, sein Mund trocknete aus, die Stirn war heiß, das Haar wirr. Er fühlte sich kraftlos, ihm war alles egal. Er lag, wo er lag, und er spürte allenfalls die Sehnsucht nach einem warmen, weichen Bett, das sich nicht bewegte.

Tom grübelte, was er nur tun könne, und er kam immer wieder zu dem gleichen Schluss: Nichts! Bisher hatte Tim auch ihm durch sein Auftreten Sicherheit verliehen. Die schmolz nun dahin. Tom

überfielen Sorgen, dann wieder große Angst, und es kam ihm überdeutlich zum Bewusstsein, dass sie dem Element des unendlichen Meeres völlig ausgeliefert waren.

Alles war weit, weit weg – die Mutter, der Vater noch weiter, das gemütliche Zimmer, die Kinder, die ihn Motte riefen, der Strand mit den freundlichen Wellen, die Schlängelformen in den Sand zeichneten.

Sogar Tim schien weit weg zu sein. Teilnahmslos und schwach lag er dort. Tom tastete nach Tims Hand und hielt sie lange Zeit fest. Das gab ihm etwas Trost.

über den Vorbau am Haus hinunter

Die Dunkelheit hatte sich riesengroß, wie ein gewaltiger, schwarzer Raum, über sie gestülpt. Hier und da zeigte sich dünnes Sternenflimmern am Himmel. Hier und da konnte Tom den Kamm einer Welle erkennen.

Die Stunden vergingen langsam. Tom hatte Hunger und Durst. Ausserdem musste er pinkeln. Er erledigte das, indem er über den Gummiwulst des Floßes ins Wasser zielte. Da musste man ganz schön aufpassen, dass man nicht ins Wackeln kam. Später half er Tim, der das gleiche Bedürfnis hatte. Er stützte ihn und hielt ihn von hinten fest, damit er nicht hinausfiel. Danach verkroch Tim sich wieder in seine Decke.

Tom fror nicht. Zum Glück war es warm. Das Wetter war ruhig. In der Nacht würde es nicht rich-

tig kalt werden. Tom lauschte und spähte immer wieder in die Dunkelheit. Schon um sich zu vergewissern, dass ihnen keine Gefahr drohte.

Er war viele Stunden hellwach. Erst nach langer, langer Zeit wurde er müde. Tim schien zu schlafen. Tom legte sich neben ihn und versuchte, etwas von dessen Decke abzukriegen. Die fortgeschrittene Zeit und die Schaukelbewegungen des Floßes ließen ihn schließlich einschlafen.



Bald wurden Bilder in Toms Träume gezaubert: In einem schlanken Boot flog er über weiche Wellen, gerudert von zwei schwarzgekleideten, jungen Helfern, der eine dünn und lang, der andere dick und kurz, und auf seine Frage „Wohin?“ lächelten beide nur.

Das Boot näherte sich einer schönen Stadt, dort dann einem reich geschmückten Gebäude. Tim stand am Ufer, bunt und prächtig gekleidet: ein Prinz!

Der Nachen legte sanft an. Tim reichte Tom die Hand, dankte den Helfern, und zog ihn zu sich hinauf. Er legte den Arm um Toms Schulter und führte ihn in einen Palast.

Hohe, helle Räume, von Säulen umstanden, große Portale, Wasserbecken und Springbrunnen, Gemälde

von Gärten und Tieren und spielenden Kindern waren an Decken und Wänden zu sehen. Dienerschaft in reich verzierten Livreen bewegte sich lautlos im Hintergrund. Schalen mit Früchten und fremden Köstlichkeiten wurden hereingetragen. Tim bat Tom, Platz zu nehmen auf weichen Kissen am plätschernden Wasser. Die Diener reichten die köstlichen Speisen – süß und kühl, saftig und fruchtig, und ließen die beiden Jungen dann allein.

Nachdem sie eine Weile gespeist, getrunken und geschwiegen hatten, sagte Tim:

„Du bist zu mir gekommen. Jetzt weißt du, woher ich komme und wer ich bin. Aber sprich nicht darüber in deiner Welt.“

„Ich weiß nichts, Tim, ich weiß immer noch nicht, wer du wirklich bist. Woher kommt all diese Schönheit, all die Pracht, was bedeutet das alles?“

Tim antwortete ruhig:

„Ich komme aus dieser Welt der Phantasie, der Traumwelt, in der auch du dich jetzt befindest. Ich bin sowohl der, den du hier siehst, wie auch der, den du in deiner Tagwelt kennst. Komm, lass uns den Tag mit Freude erleben. Komm, lass uns weiter gehen.“

Tim erhob sich und Tom folgte zögernd. Sein Staunen war groß. Auch hier musste er ein paar Mal hick machen; das war ihm sehr unangenehm.

Sie gingen auf ein großes, hölzernes, reich mit Schnitzereien versehenes Portal zu, das sich öffnete, als sie sich näherten. Oh! Dahinter tat sich eine neue Welt auf, die war noch schöner, als die prächtigen



Räume und Höfe, die Tom bisher gesehen hatte. Blumen, Bäume, Wasserfälle, Tiger, Bären, Hasen, Rehe und alle Arten von Vögeln lebten hier friedlich beieinander.

Er sah eine Schaukel, die im Himmel zu enden schien. Tim und Tom setzten sich nebeneinander darauf, und ganz von selbst begann die Schaukel, sich zu bewegen. Das Schaukeln wurde immer stärker, sie flogen schließlich hoch und weit und sanft über die schöne, schöne Welt unter ihnen dahin.

Doch dann hatte Tom das Gefühl, plötzlich woanders zu sein, nicht mehr in dieser schönen Zaubерwelt. Aber die Schaukel! Er schaukelte immer noch! Er kniff die Augen und wagte einen Blick durch den schmalen Spalt. Langsam kam er zu sich, richtete sich auf. Er fand sich wieder in dem schaukelnden Gummifloß, weit draußen auf dem Meer. Neben ihm, in die Decke gehüllt, lag Tim.

Der größte Teil der Nacht schien vorüber. Der Deckenzipfel war von ihm abgerutscht, aber Tim, der immer noch schlief, war gut eingehüllt, wie sich Tom sogleich überzeugte.

Dann hob er sich auf die Knie, schaute über den Rand des Floßes. Wetter und Wellen schienen unverändert gleichmäßig und ruhig. Im Osten zeigte sich ein schmaler Lichtstreif, der allmählich größer wurde.

Mit zunehmender Helligkeit überkam Tom neue Hoffnung. Er stand auf, reckte seine Glieder, prüfte

rundherum den Horizont. Nichts war zu sehen außer Wasser, Wasser, Wasser. Dazu ein Himmel mit mehr und mehr Licht, das den beginnenden Tag zu erfüllen begann.

Tom hockte sich nieder, die Arme um die Knie geschlungen. Es überkam ihn ein mächtiger Zorn. Schließlich schlug er mit den Fäusten auf den Gummiboden. Tränen traten ihm in die Augen und machten ihn blind. Sie konnten wirklich gar nichts tun, außer warten, warten, warten – und hoffen, dass irgendwann ein Boot sie entdecken würde.

Das konnte Tage dauern ... oder auch niemals geschehen!

Tom befühlte die Gummiwülste des Floßes. Gott sei Dank! Sie waren fest und verloren keine Luft. Er schaute auf Tim, der immer noch fest schlief, gekrümmt und fest eingewickelt in seiner Decke auf dem Boden des Floßes. Dann beobachtete er wieder den Horizont – Zentimeter für Zentimeter – aber wieder war nichts zu sehen.

Die Wogen hoben und senkten sich und mit ihnen das Floß. Außer den Geräuschen des Wassers war nichts zu hören.

Tom beugte sich zu Tim, befühlte seine heiße Stirn und fragte, wie es ihm gehe. Tim brummte nur schwach. Die Krankheit besaß ihn, kochte in ihm. Seine Seele zog sich irgendwo in einen Winkel seines Herzens zurück und harrete dort aus. Der Körper fieberte, das Blut pulsierte heiß durch die Adern, seine Glieder vibrierten leise. Er war völlig in sich selbst

versunken. Ohne zu denken und zu fühlen lag er still und leidend da.

Tom hatte unerträglichen Durst. Es gab aber nichts zu trinken. Er wusste, dass man Meerwasser wegen des Salzgehalts nicht trinken durfte, und dass man daran sterben würde. So ertrug er den großen Durst inmitten all der Unendlichkeit aus Wasser.

Die Sonne stieg. Schon bald wurde es sehr warm. Tom dachte an zu Hause. Eine starke Sehnsucht erfasste ihn. Oh, wenn er nur wieder die Füße auf festen Boden setzen könnte! Er legte sich für ein Weilchen hin, starnte in den jetzt dunstig werdenden Himmel, stand wieder auf und überprüfte den Horizont, setzte sich erneut, sprach Tim an, der aber nicht antwortete.

Tom holte den Lederbeutel herbei, nahm die Dosen heraus – blau, schwarz und grün – wog sie in seiner Hand. Sie waren leicht und leer. Er bog die Deckel hoch. Nichts geschah, sie waren und blieben leer! Leere Blechdosen, die konnte man ebensogut ins Wasser werfen. Dann sähe man sie eine Weile auf den Wogen tanzen, ehe sie untergingen.

Tom warf sie aber nicht ins Wasser, sondern blickte zu Tim hinüber, dann wieder auf die drei Dosen, dann wieder zu Tim. Er atmete tief auf. Oh, Tim, werde gesund und sei wieder stark! Du, der so wunderbare Dinge vollbringen kann, der so viel weiß!

Nach einigen Stunden, es mochte inzwischen Mittag sein, als Tom den Horizont rundherum aufs

neue überprüfte, sah er einen winzigen, schwarzen Punkt. Als er genauer hinsah, verschwand der Punkt, dann sah er ihn wieder. Er wurde jetzt sogar deutlicher, größer.

Es war ein Boot – ein Boot!

Toms Herz pochte heftig und laut. Würde das Boot näher kommen, würde man sie entdecken? Tom stand steif und hoch aufgerichtet mitten im Floß, die Hand über den Augen, und starre auf den schwarzen Punkt. Doch der wurde nicht größer, nicht wirklich größer – es blieb ein Punkt.

Tom flehte das Schiff herbei, aber es half nichts. Der Punkt zog über den Horizont, ohne noch größer zu werden. Schließlich sah Tom ihn nicht mehr, dann wieder sah er ihn, dann war er endgültig verschwunden.

Das fremde Schiff war weit weg den Horizont entlang gezogen, ohne sich ihnen zu nähern. Man konnte sie nicht sehen, nicht finden. Es war auf seinem Weg weitergefahren und verschwunden.

Tom, der lange angespannt gestanden und geguckt hatte, atmete schließlich tief aus, sank dann in sich zusammen, hockte sich nieder und erneut ergriff ihn Verzweiflung.

Wenn man sie nicht entdeckte, müssten sie verhungern, verdursten, sterben. Tim war so schwach. Wenn er zuerst starb – Tom konnte den Gedanken gar nicht zu Ende denken. Schon einmal war ein Tim gestorben, sein bester Freund, und er litt immer noch daran.

Der Tag schritt fort. Gab es überhaupt noch eine-

andere Welt außer dieses Wasser? Wenn ja, was geschah dort? Vielleicht dachte schon niemand mehr an sie. Man sah sie vielleicht längst als verloren an.

Die Wogen wurden nun mächtiger. Sie warfen das Floß auf und nieder. Der Himmel hatte sich zugezogen. Ein starker Wind bewegte die See. Schaumkronen erschienen auf den Wogen. Das Wetter war umgeschlagen. Dunkle Wolkengebirge türmten sich. Am Horizont flossen sie mit dem Meer zusammen.

Tom fasste den Freund an der Schulter.

„Tim, wie geht es dir?“ Aber der brummte nur etwas und kochte weiter in seiner Fieberhitze in der schmuddeligen Decke auf dem Boden des Flosses.

Der Wind nahm noch zu. Die Wogen spielten jetzt mit dem hilflosen Rettungs-Floß. In rasanter Achterbahnfahrt gings gewaltig herauf und hernieder. Tom hatte ein hohles Gefühl im Bauch. Er sorgte und er ängstigte sich. Der Blick in die wüste Wasser- und Wolkenwelt, die so beherrschend war, machte ihn winzig klein.

Sie würden umkommen in dieser Wasserwüste! Die Wellen würden irgendwann über ihnen zusammenschlagen! Sie würden ertrinken und auf den Grund des Meeres sinken. Ach, dachte Tom, auch Tim, sein einst so starker Freund konnte nicht mehr helfen, weil er so krank und so schwach und selbst so hilflos war. Über Toms Wangen flossen Tränen. Seine Zunge spürte den salzigen Geschmack, als er die Lippenleckte.

Schließlich zog Tom den Lederbeutel wieder zu sich heran. Er nahm den Ring heraus, fand aber die Zeit noch nicht reif, ihn an sich zu nehmen. Erst wenn die Wogen noch höher würden, wollte er den Ring überstreifen, damit er nicht mit dem Lederbeutel über Bord geschwemmt würde.

Er versenkte den Ring wieder im Beutel, nachdem er ihn sinnend betrachtet und bewundert hatte. Er hockte sich hin, legte die Arme um die eingezogenen Knie und wartete.

Dann fasste er erneut Mut. Es war doch klar, dass sie gefunden werden mussten, bevor es zu spät war, denn der Ring musste ja an seinen Ort. Sie, die beiden Freunde, hatten ja die Verantwortung dafür, das hatte Tim gesagt. Sie hatten den Ring nur in Verwahrung. Auf dem Grund des Meeres aber wäre er verloren.

Hin und wieder versuchte Tom, sich aufzurichten und immer dann, wenn die Wogen die Insel emporhoben, nach einem Boot Ausschau zu halten, das nun bald kommen musste.

Das Wetter wurde noch stürmischer. Die Wogen gischteten über das Floß und ergossen sich hinein. Das Wasser versuchte Tom mit einer der Dosen wieder über Bord zu schippen.

Schlimmer durfte es nicht werden!

Tom schippte und schippte. Zwischendurch suchte er die Wasserwüste ringsum mit Augen und Ohren ab. Da! Hörte er nicht etwas? War es Einbildung? War es Wirklichkeit? Er strengte die Ohren noch mehr an.

Ja! Im Tosen des Meeres und Pfeifen des Windes hörte er etwas! Oh, er kannte dieses Geräusch so genau – das war das Tuckern eines Fischkutters! Noch war es ganz entfernt, aber es schien sich zu verstärken.

Seine Augen erfaßten einen dunklen Punkt am Horizont. Weg war er, aber das Tuckern blieb. Da! Da war der Punkt wieder! Er musste mit seinen Augen plinkern. Ja, der Punkt wurde deutlicher!

Es war nun klar: Ein Fischerboot näherte sich. Tom war schrecklich aufgeregt. Obwohl sein Magen so leer war, kam ein „hick“ von ganz unten herauf. Tom balancierte von einem Bein aufs andere, um die Schwankungen über dem unruhigen Wasser auszugleichen. Er schaute und schaute.

Das Tuckern wurde immer deutlicher, der Punkt wurde nun schnell größer. Hoffentlich würde das Boot die Richtung beibehalten, denn es kam ziemlich genau auf sie zu. Wahrscheinlich hatten die Leute auf dem Schiff ihre Gummiinsel noch gar nicht gesehen, weil sie so klein war.

Tom weckte Tim, der nur mit Mühe zu sich kam und nicht sofort begriff, was vor sich ging. Tom riss ihm ziemlich rücksichtslos die Decke weg. Tim jammerte, aber Tom hörte nicht auf ihn. Er nahm die Decke in beide Hände, hob sie hoch über den Kopf und wedelte mit ihr, indem er sie so weit wie irgend möglich ausbreitete.

Dann wurde ihm bewusst, dass das Winken zwecklos war, denn das Fischerboot war noch viel zu weit

weg, als dass man sie hätte sehen können. Das Schiff hielt aber weiterhin fast genau Kurs auf sie zu, und Toms Herz hüpfte vor Freude als er das sah. Er stieß Tim, der nun ohne seine Decke zusammengekrümmt auf dem nassen Boden lag, in die Rippen:

„Sie kommen, Tim, sie kommen direkt hierher!“

Wieder wedelte Tom mit der Decke. Er konnte jetzt alles gut erkennen. Es war ein Kutter mit dem typischen Aufbau, dem Mast, den Netzen, dem vielen Gerät an Bord. Und er nahm exakt Kurs auf sie zu. Toms Arme taten weh vom eifrigen Schwenken der Decke.

Da kam aus dem Horn des Fischkutters ein lautes und durchdringendes „Tuuuuuut“. Sie waren entdeckt!



Kurz darauf drehte das Boot bei. Zwei Männer hielten sich an der Reling fest und warfen ihnen ein Tau herüber, das Tom auffing und in einer Gummilasche am Floß verknotete. Die Männer zogen das Floß heran. Kutter und Floß tanzten auf und nieder in der heftigen Dünung, und man musste höllisch aufpassen, dass man nicht zu guter Letzt noch rausgekippt wurde.

Tom rüttelte Tim und schrie ihm ins Ohr, dass er jetzt – egal wie – aufstehen müsse, weil sie jetzt gerettet würden. Mühsam rappelte sich Tim, gestützt von Tom, hoch. Die Männer langten über die Reling und fassten nach unten, von wo sie Tim und Tom zogen und hoben, bis sie an Bord des Kutters waren. Tom hatte den Beutel mit den Dosen und dem Ring nicht vergessen, er hatte ihn über seine Schulter gehängt.

„Rein mit euch in die gute Stube!“ rief einer der Männer. Er war kräftig gebaut, hatte blonde Haare und einen mächtigen Vollbart. Sie wurden in eine warme Kajüte geführt. Das Tuckern der Maschine wurde kräftiger; sie nahmen wieder Fahrt auf.

Der Mann fragte nicht viel, sondern holte Handtücher, dicke Pullover, Decken, und half ihnen beim Abtrocknen, Anziehen und Einwickeln. Sie legten Tim auf eine gepolsterte Bank. Der Mann brachte heißen Tee, Brot, Butter und Wurst. Tim schlürfte mit Toms Hilfe etwas Tee, aß aber nichts. Tom tat dies für zwei, und kauend musste er dann erzählen, wie und warum sie in Seenot geraten waren.

Tom berichtete mit wenigen Worten von der »Rostbeule«, auf die sie sich geschlichen hatten, von den Gangstern, die sie gefesselt hatten, vom Anbohren des Schiffes und dessen vermutlichem Untergang.

„Junge, Junge, das ist ja toll, das ist ja abenteuerlich, das ist ja ganz unglaublich! Ja, Menschenkinder, was bin ich froh, dass wir euch entdeckt haben – plötzlich, sowsas winzig Kleines auf dem großen Meer! Und der da“, der Mann befühlte Tims Stirn, „der muss ja nun auch bald wieder was werden, wenn er erst mal in Mutters warmem Bett liegt!“

Er stand auf, klopfte Tom freundschaftlich auf die Schulter und ging hinaus.

„Will mal'n bisschen funken, damit die an Land wissen, dass wir euch haben. In vier Stunden sind wir wieder in der Heimat.“

Tom streckte wohlig und satt seine Glieder, blickte auf den dahindämmernden Tim, dann sah er durch die Bullaugen. Kraftvoll zog der Kutter durch die rauhe See.

Inzwischen hatte der Vollbart auf der Brücke Funkkontakt mit dem Festland bekommen. Der zweite Mann stand am Steuer, blickte durch das Fenster und führte das Schiff sicher auf sein Ziel zu.

„Hallo ... hallo ... ja, hier ist Nummer 336, Polizei verständigen, zwei Jungen, Tim und Tom, sind zwei Tage ... ja, ja, verschollen, ja, wir haben sie gefunden ... Geht gut, das heißtt, der eine ist krank, aber sonst unversehrt. Ja, sagt's den Eltern. Wir sind in zirka vier Stunden da. Ende.“

Der Vollbart kam wieder runter in die Kajüte.

„Schlaf mal'n bisschen, Tom. Alles okay, ich habe mit dem Land Kontakt gehabt. Ich gehe raus. Wenn was ist, ruft mich.“

Die Kajütentür schloß sich hinter ihm. Das gleichmäßige Tuckern, die Wärme, das Gefühl des Sattseins, nachdem Tom viele Schnitten Brot verschlungen hatte, machte auch ihn schrecklich müde, so dass er, leicht an Tim angelehnt, der auf der Bank lag, einschließt.

Es dämmerte bereits, als der Kutter in den Hafen der kleinen Stadt einlief.

Am Ufer hatten sich viele Menschen eingefunden. Ein Polizeifahrzeug und ein Sanitätswagen parkten nebeneinander. Der Kutter tutete lange, als er zum Anlegemanöver ansetzte und drehte. Die Menschen

winkten und liefen hin und her. Endlich lag der Kutter fest vertäut am Kai.

Der Vollbart führte Tom an der einen Hand hinaus. Mit seinem rechten Arm hatte er Tim umfasst und stützte ihn. Die Menschen jubelten, als sie die beiden Jungen sahen, und über den zwischen Schiff und Land ausgelegten Steg kam als erste Toms Mutter, weinend vor Glück, dann die Polizei und dann der Sanitäter an Bord.

Umarmungen, Küsse, Tränen, Gedränge und Fragen über Fragen.

Ehe er sich's versah, lag Tim auf einer Trage, wurde an Land getragen und in den Sanitätswagen geschoben. Auch Tom und seine Mutter dirigierte man zu diesem Wagen. Sie setzten sich zu Tim, und das Sanitätsauto fuhr sie nach Hause.

Als sie angekommen und ausgestiegen waren, nahm der Sanitäter Tim auf die Arme. Tim musste seinen Arm um den Hals des Sanitäters legen, und der trug ihn hinein. Die steile Treppe hinauf zu Toms Zimmer musste Tom aber noch tüchtig helfen, indem er den Sanitäter von hinten schob.

Sie legten Tim gemeinsam in das untere, also Toms Bett und deckten ihn zu. Die Mutter war in die Küche gegangen, um Teewasser aufzustellen. Der Sanitäter versprach, den Arzt über Funk zu benachrichtigen, der sollte so bald wie möglich nach Tim sehen, dann fuhr er wieder fort.

Tim lag da mit aufgesprungenen Lippen, glasigen Augen, flammenden Wangen und heißer Stirn. Die



Mutter zog ihn behutsam aus. Tom brachte seinen schönsten blauen Schlafanzug, und sie streiften ihn Tim mit vereinten Kräften über. Tim schlürfte in kleinen Schlucken heißen Tee, dann sank er erschöpft in die Kissen.

Tom musste seiner Mutter ausführlich erzählen, was sie erlebt hatten. Als er von dem langsamem Sinken des Schiffes und ihrer Rettung auf das Floß berichtete, sagte die Mutter:

„Nein, nein, nein, das sind ja Verbrecher, echte Verbrecher, denen ihr in die Hände gefallen seid!“

Sie schüttelte immer wieder den Kopf und fragte bei dieser und jener Einzelheit noch mal nach, um alles möglichst genau zu erfahren.

„Wir müssen unbedingt den beiden Seeleuten auf dem Fischkutter danken. Die haben euch das Leben gerettet! Ich fürchte, das haben wir in der Aufregung ganz vergessen. Ohne sie wäret ihr auf See geblieben!“

Wenig später kam der Arzt. Er stieg die Treppe hinauf. Tom und seine Mutter, die ihm gefolgt waren, blieben an der Tür stehen.

Der Arzt streifte die Decke zurück, horchte Tims Brust ab, fühlte sorgfältig die Stirn, den Puls, maß Fieber, sah ihm in den Mund. Schließlich schaute er sehr ernst zu ihnen auf und sagte:

„Ein schwerer Infekt! Halten Sie den Jungen gut warm, geben Sie ihm viel Flüssigkeit und etwas leichte Kost, wenn er sie denn annimmt. Wichtig ist vor allem die Flüssigkeit. Ihr Junge ist sehr krank. Ich

lässe Ihnen diese Medizin hier. Machen Sie alle vier Stunden Wadenwickel. Sollte das Fieber noch weiter steigen, müssen wir ihn ins Krankenhaus verlegen. Ich möchte aber versuchen, das zu vermeiden.“

Kurz nachdem der Arzt das Haus verlassen hatte, klingelte es erneut. Ein junger Reporter stand vor der Tür und bat, die Erlebnisse der Jungen aufzeichnen zu dürfen, um sie »in die Medien«, wie er sich ausdrückte, zu bringen. Vor allem aber müsste die Geschichte in die örtliche Zeitung – es bestehe Chronistenpflicht, wie er meinte. Er bat um Verständnis, dass das Interview jetzt geführt werden müsse, wo alles noch ein so frisches Erlebnis war.

Die Mutter wusste nicht, wo ihr der Kopf stand, nach all den Geschehnissen. Sie wollte den Reporter deshalb nicht herein lassen. Er bestand aber so sehr auf einem kurzen Interview, dass sie schließlich nachgab. Sie machte es aber zur unwiderruflichen Bedingung, dass die Fragen nur an Tom gestellt würden und der kranke Tim geschont würde.

Tom setzte sich mit dem Reporter ins Wohnzimmer. Die Mutter zeigte sich öfters im Hintergrund, ging aber auch immer wieder hinaus, um nach Tim zu sehen.

Tom berichtete, unterbrochen von den Zwischenfragen des Reporters, wie sie früh in die Stadt gegangen und heimlich auf die »Rosemarie« geschlichen waren. Wie sie entdeckt und gefesselt wurden. Wie das Schiff später langsam zu sinken begann, und wie sie da ihr Ende vor Augen sahen. Wie Tim sich von

den Fesseln befreien konnte und dann auch Tom befreite. Den ganzen geheimen Teil mit Trulla und Tralla und dem Hund unterschlug er. Der ging ja niemanden ausser Tim und Tom etwas an. Außerdem hätte das sowieso niemand geglaubt.

Tom erzählte, wie sie sich dann auf das Gummifloß gerettet hatten, wie Tim krank wurde, und wie die Stunden so langsam vergingen, bis sie dann endlich gerettet wurden.

Die Fragen des Reporters bezogen sich vor allem darauf, was sie denn auf dem Schiff gewollt hätten. Ob sie blinde Passagiere spielen wollten, oder ob sie vielleicht etwas von den Zollwaren hätten klauen wollen.

Das fand Tom echt gemein – niemals hätten sie an klauen auch nur gedacht. Und er sagte, wenn er ihm sowas unterstellen wollte, dann hätte er keinen Bock mehr, noch irgendwas zu erzählen.

Der Reporter beschwichtigte Tom, machte Fotos von ihm, von der Mutter, vom Haus. Natürlich wollte er unbedingt wegen der Vollständigkeit auch wenigstens ein einziges Foto von Tim machen, aber da blieben Tom und seine Mutter eisern: Nein! Er durfte nicht zu ihm!

Kaum war der Reporter gegangen, traf die Polizei ein. Die Mutter beschwore die beiden Polizisten, jetzt doch bitte kein Verhör zu machen. Es waren dieselben, die seinerzeit am Strand den vermeintlich gelandeten Ballon protokollieren wollten.

Die Mutter sagte, einer der Jungs sei sehr krank und

ihr Sohn Tom furchtbar müde und total erschöpft. Die Polizisten meinten darauf: „In Ordnung, wir kommen morgen wieder“, und fuhren weg.

Tom legte sich auf das Sofa im Wohnzimmer und schlief sofort ein, ohne sich überhaupt auszuziehen. Mutter zog ihm die Schuhe von den Füßen und bedeckte ihn mit einer Wolldecke.

Die Mutter sann darüber nach, dass es falsch gewesen war, nicht darauf zu drängen, zu erfahren, wo Tim denn zu Hause sei. Sie hatte eine hohe Verantwortung zu tragen, jetzt, da er so krank geworden war. Wenn etwas passiert wäre, oder noch passieren würde! Nicht auszudenken!

Es war so schön gewesen, in diesen ruhigen Sommertagen, einen so lieben Freund bei Tom zu wissen. Wer hätte geahnt, dass die beiden sich in solche Probleme verstrickten.

Als die Jungen an jenem Morgen verschwunden waren und nur den Zettel hinterlassen hatten, hatte das die Mutter nicht beunruhigt. Erst abends, als die beiden nicht nach Hause gekommen waren, hatte sie sich Sorgen gemacht. Die Stunden waren verstrichen. Schließlich hatte sie sich aufs Fahrrad gesetzt und war in die Stadt gefahren. Überall hatte sie Leute befragt, ob sie die beiden Jungen gesehen hätten. Und dann war sie zur Polizei gefahren und hatte eine Vermissten-Anzeige aufgegeben. Auch dort hatte man nichts von irgendwelchen Unfällen oder Unregelmäßigkeiten in der Stadt gehört.

Die Polizisten hatten per Funk bei Kollegen der Nachbargemeinden nachgefragt, ob dort etwas bekannt sei. Nichts! Im Hafen hatte sich nicht viel bewegt an diesem Tag. Nur die »Rosemarie« war außerplanmäßig ausgelaufen. Das bedeutete aber nichts. Die Schiffsleute konnten schließlich tun, was ihnen beliebte.

Die Sorgen der Mutter waren von Stunde zu Stunde gewachsen. Sie hatte bedauert, dass der Vater so weit weg war, jetzt, wo sie seine Unterstützung so dringend gebraucht hätte.

Auch am anderen Morgen und den ganzen Tag hatte sie keine Nachricht über den Verbleib der beiden Knaben bekommen. Sie hatte sich mit Freunden in der Stadt, mit der Polizei, und mit der Hafenwache beraten.

Man hatte ihr immer wieder gesagt, dass sie Geduld haben müsse, es verschwände schließlich niemand einfach so. Sicherlich sei es ein Jungenstreich, der sich hoffentlich bald aufklären würde. Dann allerdings hätten die beiden eine Tracht Prügel verdient!

Am Nachmittag, als das Wetter stürmisch und wolig geworden war, war plötzlich mit quietschenden Reifen das Polizeiauto vors Haus gefahren. Die Mutter war mit erschrockenem Gesicht und doch auch voller Hoffnungen hinaus gelaufen. Einer der Polizisten hatte noch beim Aussteigen gerufen:

„Sie sind gefunden! Sie sind soweit wohllauf!“

Da waren der Mutter Freudentränen und in die

Augen geschossen. Die beiden Polizisten waren ins Haus gekommen und hatten von dem aufgefange-
nen Funkspruch des Fischkutters berichtet, und dass die beiden Jungen in einem Gummifloß gesessen hätten, und dass der eine wohl krank sei, und dass sie in ein paar Stunden im Hafen landen würden.

Nachdem der Kutter gelandet war und seine Passagiere versorgt worden waren, hatten die Fischer und Hafenleute in der nahen Kneipe beieinanderge-
sessen und erzählt:

„Da hat es eine Riesenschlägerei gegeben, drübern überm Haff, am anderen Ufer.“

„Erzähl!“

„Da soll ein Motorboot angekommen sein, auf dem schon allerhand los war: Prügeleien, Meuterei und so.“

„Weswegen?“

„Ist nicht ganz klar. Irgend eine Ware soll der eine veruntreut haben. Sie soll weg sein, vielleicht gesunken mit dem ganzen Dampfer. Aber wo? War ja gar kein Sturm zu der Zeit. Na ja, die wurden alle festge-
nommen, weil sie so einen Terror veranstaltet haben und sich beinahe gegenseitig umbrachten.“

„Dampfer gesunken? Denk doch, was die beiden Jungs erzählt haben!“

„Ja, aber eine Kiste soll dabei im Spiel sein. Und der eine, Pinkus, das ist der Geldmensch und Schrotter, der andere, handelt groß mit Eisen und Stahl – welt-
weit! Ist also eine größere Sache, wenn solche Leute im Spiel sind!“



Später kam der Arzt wieder vorbei, um nach Tim zu sehen. Er untersuchte ihn wie zuvor und machte immer noch eine bedenkliche Miene. Die Mutter solle fortfahren, die Wadenwickel zu machen, ihm Tee geben, etwas leichte Kost dazu. Er habe aber jetzt die Hoffnung, dass keine weitere Verschlechterung erfolge. Er würde morgen früh wieder vorbeischauen.

Tim wälzte sich im Bett, trat die Decke weg, und die Mutter, die immer wieder nach ihm sah, breitete sie jedes Mal sorgfältig über ihn. Tim fieberte und schwitzte, blickte mit glasigen Augen vor sich hin, sprach manchmal unverständliche Worte. Er wirkte unendlich matt und schwach.

In dieser Nacht überschritt Tims Krankheit ihren

Höhepunkt. Die Mutter hatte auch Tom gerufen, der am Fuße des Bettes bei seinem Freund saß. Er war so traurig, den kranken Tim in seinem Fieber zu sehen, ohne helfen zu können.

„Tim“, sagte Tom leise, als seine Mutter einmal draußen war, „komm zurück, komm und hole den Ring, komm zu mir zurück!“

Am anderen Morgen ging es Tim besser. Weder die Mutter noch Tom hatten viel geschlafen, sondern diese Nacht gemeinsam mit Tim durchlitten und durchwacht. Nun war er ganz ruhig geworden und schlief einen leichten Schlummer. Seine Stirn war nicht mehr so heiß.

Im Verlauf des Morgens kam, wie versprochen, der Arzt und untersuchte Tim erneut. Er stellte fest, dass Tim nun eindeutig auf dem Wege der Besserung war. „Jedenfalls wollen wir das gemeinsam fest hoffen“, meinte der Doktor.

Sie waren sehr erleichtert, solche Auskunft zu erhalten und bedankten sich bei dem Arzt. Tatsächlich konnte man bemerken, wie Tim allmählich wieder Interesse am Leben bekam und mit wacherem Blick um sich schaute.

Die Mutter zog ihm später den Schlafanzug aus, den er in den vielen Stunden seiner Krankheit völlig verschwitzt hatte, um ihn zu waschen.

Als Tim so nackt und dünn da lag, legte Toms Mutter ihm die Hand auf den Leib und sagte:

„Du hast ja gar kein Bäuchlein mehr, du armer, kleiner Junge. Da müssen wir dich aber tüchtig mit

guten Sachen füttern, damit du wieder zunimmst.“

„Kriege ich dann auch die guten Sachen?“ fragte Tom. „Ich bin ja auch ziemlich dünn und wir sind doch gar nicht klein!“

„Ja, freilich, Tomi (so nannte ihn die Mutter öfter), du sollst ja auch rund und dick werden“, spaßte die Mutter, „schau doch, jetzt, wo dein Freund so krank war, da kommt er mir aber doch trotz seiner Länge wie ein armer, kleiner Junge vor.“

Als sie Tim gewaschen hatte, was ihm sichtlich wohl tat, und er mit Toms Hilfe einen frischen Schlafanzug übergezogen hatte, und als dann die Mutter in die Küche ging, um mit dem Kochen der guten Sachen zu beginnen, da blieb Tom am Bett seines Freundes sitzen. Er betrachtete Tims Gesicht, das noch so blass war. Tim hielt die Augen geschlossen.

„DU und ICH“, sagte Tom, „wir sind noch einmal davon gekommen. Ach, ich bin ja so froh und glücklich!“

Und er ergriff Tims Hand, so dass der Ärmel des Schlafanzuges zurück rutschte. Mit Zärtlichkeit betrachtete Tom die unendlich vielen, kleinen, ganz goldenen Häärchen, die Tims Unterarm bedeckten. Dann legte er die Hand zurück auf die Bettdecke und ging zu seiner Mutter.

Tim war wieder eingeschlafen.

In der Küche zog Tom seine Mutter zu sich und flüsterte ihr ins Ohr:

„Tims Zipfel ist ja schon größer als meiner, obwohl ich doch der Ältere bin.“

Die Mutter antwortete leise: „Mein Tomi, das spielt doch überhaupt keine Rolle. Du weißt doch selbst, dass die Schwänzchen mal größer und mal kleiner sind; das verändert sich ja dauernd, wie das Wetter.“

Mit dieser Antwort war Tom zufrieden und er ging nach draußen und setzte sich vors Haus.

Nachmittags konnte Tim schon wieder im Bett sitzen und Zwieback essen, der mit etwas Butter und Gelee bestrichen waren. Tom verdrückte davon ebenfalls eine Menge, und die Mutter las aus der Zeitung vor:

„Ehemaliges Rundfahrtschiff »Rosemarie« von Kriminellen versenkt! – Wie uns unser Korrespondent meldet, haben sich zum Sachverhalt der Meuterei auf dem Schiff und Begleitbooten – wir berichteten bereits in unserer gestrigen Ausgabe – folgende Details ergeben:

Die beim Verhör befragten Meuterer geben zu, dass das Schiff versenkt wurde, um Versicherungsgelder zu kassieren, aber wohl auch, um Zeugen – wir berichteten über die beiden Jungen, die beinahe mit dem Schiff untergegangen wären, wenn sie sich nicht selbst gerettet hätten – die sich an Bord befanden, kurzerhand auszuschalten.

Die Staatsanwaltschaft erhob daraufhin sofort Anklage wegen versuchten Totschlages und beantragte Haftbefehl für die Delinquenten.

Die Meuterei entzündete sich an der Tatsache, dass eine gewisse Kiste für ein internationales Konsortium befördert werden sollte, die zwar an Bord, aber ohne den gewünschten Inhalt gewesen sein soll.

Wo der Inhalt dieser Kiste sein könnte, und um was für einen Inhalt es sich dabei handelte, ist bis zur Stunde nicht bekannt.

Es könnte auch sein, dass dieser mitsamt dem versunkenen Schiff auf dem Meeresgrund liegt.“

Die Mutter stellte eine Zwischenfrage:

„Wisst ihr etwas von dieser Kiste?“

Beide antworteten spontan:

„Nöö ... da wissen wir gar nichts von.“

Tom fragte:

„Was sind denn Deli-, Delikwanten oder so?“

Die Mutter lachte:

„Du meinst Delinquenten – haha – das sind solche, wie ihr es manchmal seid, wenn ihr was verbrochen habt. Nein, im Ernst, es bedeutet wirklich auf lateinisch Verbrecher, Missetäter“, und die Mutter las weiter:

„Wie sich herausstellte, handelt es sich bei dem einen der Festgenommenen um einen gewissen „Pinkus“, der schon öfter in größere und unklare Geldaktionen verwickelt gewesen sein soll, die auch nicht immer korrekt abgewickelt wurden.

Der zweite Beschuldigte wird „Schrotter“ genannt. Es handelt sich um einen im internationalen Eisen- und Stahlhandel tätigen, selbständigen Kaufmann, dessen mittlerweile berühmt-berüchtigte Geschäfte ihm zu der an die Kette gelegten Motoryacht, sowie etlichen Villen und anderen Luxuswohnsitzen an den schönsten Plätzen Europas verholfen haben sollen.

Der dritte Angeklagte ist ein seit langem bekannter und in vielerlei undurchsichtige Geschäfte verstrickter Berufsbankrotteur. Er wird „Der Dicke“ genannt.

Die drei Dunkelmänner verfügen offensichtlich noch über Hintermänner. Wir werden weiter berichten.“

Die Mutter blickte auf: „Was für ein Glück, dass ich euch wieder habe – was für ein Glück!“

Sie sprang von ihrem Stuhl auf und umarmte beide Jungen innig und drückte sie ganz fest, dann setzte sie sich wieder.

„In was ihr da nur reingeraten seid! Nicht auszudenken, wie das auch anders hätte laufen können. Wir wären ja unseres Lebens nie wieder froh geworden. Und die Verantwortung für dich, Tim, die haben wir ja schließlich auch noch!“

„Och“, sagte Tim ganz leise, „das sollten Sie nicht so bedenken, oder wie das heißt – also – sich keine Gedanken machen, meine ich. Sie wissen ja, ich bin nur der, den Tom sich wünscht; da kann eigentlich nichts passieren.“

„Na, du bist ja gut!“ antwortete die Mutter. „Und denk mal an deine Krankheit, wie schwach du warst!“

„Ja, das gehörte dazu! Aber ich bin Ihnen ganz herzlich dankbar, wirklich voller Dankbarkeit für all die Liebe und Pflege, die ich von Ihnen bekommen habe!“ sagte er mit Nachdruck und streckte Toms Mutter beide Hände entgegen.

Tims Appetit kehrte schnell zurück. Dabei half,

dass die Mutter lauter Lieblingsspeisen von Tom machte, die alle auch Tim außerordentlich gut schmeckten. Zum Beispiel gab es Pfannkuchen, Kirschenmichel, Erbsensuppe mit Würstchen und natürlich Nudeln mit Tomatensoße.

Tim wünschte sich Möpse, die hätte er früher schon mal bekommen, und es dauerte eine Weile, bis Tom herausfand, dass er Klöpse meinte.

Die Polizisten hatten inzwischen mit dem Vollbart vom Kutter gesprochen, der ihnen berichtet hatte, wie die Fischer die Rettungsinsel ganz zufällig in der stürmischen See entdeckt hatten, weil der Junge mit der Decke so wild herumgewedelt hatte, was sie ganz richtig als ein Signal verstanden hatten.

Wie sie die Jungen an Bord genommen und versorgt hatten. Was dieser Tom ihnen alles erzählt hatte. Der andere Junge war so krank und momentan nicht zu gebrauchen, wie der Vollbart meinte.

Alles hatten die Polizisten notiert, Rückfragen gestellt, Notizen gemacht. Und schließlich hatten sie die Hände an die Mützengelegt und waren von Bord gegangen.



Am darauffolgenden Tag, als Tim wieder auf den Beinen war, wenn auch noch geschwächt, und die Mutter wieder in der Stadt auf ihrer Arbeitsstelle war, da hielt gegen Mittag ein Auto vorm Haus.

Tom linste neben der Küchengardine durch die Scheibe: „Polizei!“

Das Wort alarmierte Tim. Er lief nach oben und rief:

„Ich muss mein Papier in Ordnung bringen, so ein, wie heißt das noch, wo ein Foto drauf ist.“

„Meinst du einen Pass?“

„Ja, meinen Pass.“ Und verschwunden war er.

An der Haustür klingelte es. Tom öffnete die Tür und ließ die beiden Polizisten ein, die vor ein paar tagen schon mit ihnen gesprochen hatten, als sie

wegen des unbekannten Flugobjektes an den Strand gekommen waren.

Während Tom die Polizisten höflich in die Küche bat und sie zum Sitzen aufforderte, hatte Tim oben die schwarze Dose hervorgekramt und den Deckel aufgebogen. Es erschien zu Tims großer Erleichterung der mit dem Namen Trulla, der kleine Dicke, und sagte:

„Ich weiß schon, es eilt, und ich habe, was du brauchst deshalb gleich mitgebracht.“ Er hielt Tim einen richtigen Reisepass mit einem Foto von ihm hin.

„Ach, Trulla, du bist toll. Ich danke dir sehr, und jetzt muss ich gleich wieder hinunter, und deshalb musst du hier warten oder sofort wieder verschwinden.“

„Macht nichts, ich geh lieber.“ Trulla zog sich zusammen und verschwand in der Dose. Tim bog den Deckel zu.

Er schaute in seinen neuen Pass – naja, das müssen die halt so glauben – dachte er, und ging langsam die Treppe hinunter.

In der Küche hatte die Protokollierung, wie die Polizisten es nannten, schon begonnen:

„Name der Beteiligten -

Erstens Tom, geboren hier, 12 Jahre und 6 Monate alt, und dann -“

In der Tür erschien Tim, den der schreibende Polizist über die Brille hinweg anguckte, mit dem Kopf zur Begrüßung nickte und fragte:

„Name von Zweitens?“

Tim gab Tom seinen Pass und flüsterte: „Lies du!“
Und Tom las stockend: „Tim Amir S -Scha - Sharif.“

„Wie bitte? Noch mal und buchstabieren.“

„Tim Amir - A-m-i-r- S-h-a-r-i-f -Sharif.“

„Was bist denn du für ein Landsmann? Lass mal den Pass sehen.“

Tom reichte ihn hinüber, und der Polizist blätterte darin und schrieb auf, was er für wichtig hielt.

„Tom sagte, du seiest 12 Jahre alt, aber hier steht – warte mal – wenn ich richtig rechne, dann bis du ja schon 13?“

„Ja“, beeilte sich Tim zu sagen, „das ist ein Fehlerteufel, ein naja, Tom sag doch!“

„Meinst du Druckfehlerteufel?“

„Ja, ein Druckfehler eben.“

„Ach, du kommst aus Pakistan – interessant – gibt's denn da überhaupt so blonde Jungen wie dich? Ich dachte, die seien alle schwarzhaarig.“ Der Polizist lachte.

„Ja freilich, da gibt's alles, auch Blonde. Das kommt bei mir daher, weil, weil – meine Mutter, die ist von hier, und wir kennen uns“, er zeigte auf Tom, „weil sein Vater Seeoffizier ist, und da bin ich schon mal mitgefahren.“

Toll! Was Tim so schnell alles einfiel!

„Na gut.“ sagte der eine Polizist, und dann begann das eigentliche Verhör.

Die Jungen standen Rede und Antwort. Einer der Polizisten stellte die Fragen, der andere notierte alles. Dabei wurden die beiden immer eifriger.

Als das erste Notizbuch voll war, musste der Kollege seines herausrücken. Hier handelte es sich ja, zum Donnerwetter, wirklich nicht – nein – keineswegs um einen Unfall, auch nicht – wahrhaftig nicht – um einen Dummejungenstreich. Es handelte sich hier, das wurde immer deutlicher, und der aufschreibende Polizist leckte mehrfach an seinem Bleistift, und schrieb immer schneller – es handelte sich hier tatsächlich um ein richtiges, großes Verbrechen!

Ein Mordanschlag war auf die Jungen verübt worden! Ein Versicherungsbetrug wegen Schiffsverlust sollte begangen werden, und was sonst noch alles!

„Und die Kiste?“ fragte der Polizist.

Nöö – von irgendwelchen Kisten wüssten sie gar nichts, überhaupt nichts, wirklich nicht – sagten die Jungen einhellig.

Ja, ja, sie seien sehr glücklich, dass doch noch alles so gut ausgegangen sei, und dass die Verbrecher, die sie einfach so hatten versenken wollen, nun gefangen waren.

Die Befragung dauerte fast eine Stunde. Tom bot den Polizisten, die nach einer Weile die Jacken auszogen, Kaffee an, den Tim zubereitete. Obwohl der Ernst der Dinge, allen bewusst war, wurde es doch fast eine gemütliche Kaffeestunde.

Wenn Tim-Amir, so wurde er jetzt von den Polizisten genannt, zurück in seine Heimat reise, müsse er aber für den Staatsanwalt verfügbar, erreichbar bleiben! Eventuell sei nämlich seine Anwesenheit als Zeuge nötig, wenn den Verbrechern der Prozess

gemacht würde. Vielleicht würden dann die Reisekosten sogar vom Staat übernommen.

Au ja, fein, dachte Tom, dann hab ich ihn ja wieder und dann braucht Tim nicht mehr mit dem unsicheren Ballon zu reisen – von so weit her!

Als die Polizisten gegangen waren, wuschen die Jungen das Kaffeegeschirr ab und wärmten sich die von Tim so geschätzten „Möpse“ auf. Dazu aßen sie Ketchup und Brot und tranken Apfelsaft.

Als sie sich kauend gegenüber saßen, fragte Tom neugierig:

„Aus Pakistan? Sag bloß! Und alles mit dem Ballon? Das ist ja auf der anderen Seite der Erde!“

„Nee, steht doch nur im Pass. Den hab ich von Trulla, dem ist wohl nichts Besseres eingefallen, in der Eile.“

„Wo kommst du denn nun wirklich her, Tim, sag's doch mal!“

„Also“, Tim schluckte runter und trank von seinem Saft. „Also, was du nicht in dir hast, das kannst du auch draußen nicht finden. Tom, du findest unsere Freundschaft, und damit mich doch in dir. Lass sie da und frag nicht weiter. Du kennst die Welt so wenig, wie ich. Was nützt es, zum Beispiel zu sagen, ich komme aus Pakistan, wie es die beiden Polizisten getan haben. Was bedeutet das für uns? Nichts! Wir sollten uns hier treffen, und das haben wir getan. Das ist die Hauptsache, das finde ich sehr gut!“

Dazu schwieg Tom, guckte seinen Freund aber ernst und lange an, und dachte wieder einmal, was

für kluge Worte Tim doch manchmal sprechen konnte.

Schon bald war Tim wieder ganz der alte. Er war topfit und sehr lebhaft. Die beiden Jungen tobten wie früher am Strand. Das Wetter war sonnig und warm. Sie verbesserten ihr Strandhaus, indem sie hier und da passendere Holzteile, die sie fanden, annagelten.

Sie planschten wieder im träge dahin fließenden Fluss. Sie kochten sich ihr Essen aus mitgebrachten, leckeren Sachen, die ihnen die Mutter mitgab, und die sie meistens nur aufzuwärmen oder anzubraten brauchten. Dazu machten sie wieder jeweils ein kleines Feuerchen auf einer Feuerstelle, die sie im Sand mit Backsteinen ummauert hatten.

Eines abends, die Sonne stand schon flach am Horizont, fragte Tom:

„Sag mal, der Ring, können wir den nicht noch mal hervorholen und anziehen?“

„Ja“, sagte Tim, „aber er ist nicht zum Spielen da, verstehst du? Ich hole ihn.“ Und er lief zum Haus.

Nach wenigen Minuten kam Tim mit seinem Lederbeutel angerannt und ließ sich atemlos in den Sand fallen. Tom traute sich nicht, selbst in den Beutel zu greifen – der war doch zu sehr Tims geheimnisvolles Eigentum.

Nachdem sich Tim von der Rennerei erholt hatte, öffnete er den Beutel, griff hinein und brachte nach

einigem Tasten den Ring zum Vorschein. Er hielt ihn am ausgestreckten Arm vor sich hin, und beide Jungen wurden ganz ruhig und ernst. Wieder ging von dem Ring etwas aus – man konnte nicht genau sagen, was es war – eine Kraft, eine Art von Licht, das durch den verdämmernden Tag wirkte, ohne eine wirkliche Helligkeit zu erzeugen.

Tim sagte: „Weißt du, es war tatsächlich unsere Aufgabe, diesen Ring zu retten, und das haben wir geschafft. Das ist eine große Sache, denn es war mit Kampf und mit Sieg, mit Angst und mit Mut verbunden. DU und ICH, wir beide haben es geschafft!“

Tim reichte seinem Freund den Ring. Tom nahm ihn mit Ehrfurcht und einem leichten Schauer, der ihm den Rücken herunterließ, entgegen. Er streifte den Ring über seine rechte Hand, das Handgelenk, den Unterarm, und dann langsam hinauf zum Oberarm, wo er auf seinen Muskeln haften blieb.

Schon während des Überstreifens spürte Tom wieder die Kraft des Rings, eine in seinem Inneren wirk- sam werdende Kraft, die ihn auf gewisse Weise emporhob und ihm das Gefühl einer wunderbaren Ruhe und Stärke vermittelte.

Er sah zu Tim, und der sagte:

„Du erfährst jetzt die Kraft, die in dir ist. Sie wird noch von außen geweckt, durch diesen Ring, den »Ring der guten Kräfte« eben. Wenn du älter wirst, dann kannst du diese Kraft in dir selbst entfalten, und die guten und richtigen Sachen draußen in der Welt tun. Das meiste musst du selbst machen, aber

der Ring hilft dabei, indem er dir zeigt, was in dir steckt! Mit unserer Phantasie und unseren inneren Kräften haben wir das erlebt und getan, was getan werden musste. Und Tom! Ich muss es dir sagen. Der Ring soll jetzt von mir wieder an seinen Ort zurückgebracht werden, und das heißtt, dass unser Zusammensein für dieses Mal um ist. Ich muss reisen!“

Toms Mund öffnete sich langsam, während er den Reif bedächtig von seinem Arm herunterstreifte und ihn Tim überreichte.

„Was sagst du da? Tim, nein, nein! Du darfst nicht weggehen! Wir wollen doch noch so viel miteinander machen. Und außerdem – du kannst ja gar nicht weg, weil wir doch Blutsbrüder sind, wir sind ja eins!“

Tom griff in seiner plötzlichen Verzweiflung nach diesem Strohhalm.

„Ach, mein Tom, Blutsbrüder sind wir in unserem Inneren, aber unsere Körper sind und bleiben getrennt; sie gehen ihre eigenen Wege.“

Tom kämpfte mit Tränen.

„Wann und wie denn willst du überhaupt fort?“

Es lag eine gewisse Hoffnung in dieser Frage, denn er konnte sich gar nicht vorstellen, wie etwa der Ballon wieder in den Himmel gebracht werden könnte.

„Ach, da gibt es Hilfe. Du weißt ja – unsere Dosen!“

„Ach so?“

„Ja, morgen früh starte ich, und wir müssen noch

viel arbeiten, um bis dahin alles fertig zu haben.
Komm!"

„Warum gleich morgen?“ Tom lief hinter Tim her, der sich zum Haus hin aufgemacht hatte, nachdem er den Ring sorgfältig in den Beutel versenkt hatte.

„Weil ich gutes Wetter brauche“, er schaute in den Himmel, „und das Wetter könnte sich bald ändern.“

Den Rest des Tages lief Tom mit hängenden Schultern herum. Tim knuffte ihn ein paar Mal in die Rippen.

„Komm, sei doch lustig! Es ist ja nur für dieses Mal ein Abschied.“

„Ja, wann kommst du denn wieder?“

„Wenn die Zeit gekommen ist.“

„Und wieder mit dem Ballon?“

„Nein, auf anderen Wegen.“

„Ja, vielleicht mit dem Flugzeug aus Pakistan.“

„Nein, ich lebe ja gar nicht in Pakistan. Das steht doch nur im Pass.“

„Wo wohnst du denn?“ Tom versuchte es noch einmal.

„An einem ganz anderen Ort.“

„Und dort gehst du jetzt hin?“

„Ja, mal sehen, was der Wind sagt.“ Und Tim zeigte in den Himmel.

„Aber du kannst doch nicht einfach nur so wegfliegen, ohne zu wissen, wohin du musst!“

„Ich weiß, wohin ich muss, und ich weiß auch, wo ich bleibe, und das ist noch wichtiger.“

„Wo bleibst du denn?“

„Bei dir, in deinen Gedanken, in deiner Fantasie, als dein Doppelgänger. Und genau so bist du ja auch in mir. Denk doch, du bist ja genau so in meinen Gedanken, wie ich in deinen. Du bist also irgendwie immer dabei!“

„Ah – jaa, so gesehen. Hauptsache ist aber doch, dass du bald wieder richtig hierher kommst.“

Sie waren beim Haus angekommen, und Tom erzählte seiner Mutter sofort, dass Tim beschlossen hatte, seine Abreise vorzubereiten.

Sie hatte sich so an Tim gewöhnt, wie an einen zweiten Sohn. Auch durch die Sorgen und wegen seiner Krankheit war er ihr noch näher gekommen, als es allein durch den Verlauf der Zeit, die er da gewesen war, der Fall gewesen wäre. Und sie war froh gewesen, dass Tom einen Freund hatte während der langen Schulferien, damit er nicht so allein im Haus und am Strand sein musste, während sie arbeitete und der Vater so weit weg war.

Der sollte nun auch bald wiederkommen, und in ein paar Tagen fing ja die Schule wieder an. So gesehen war sie nicht enttäuscht, dass Tim jetzt wieder abreisen wollte.

Wohin nur sollte diese Reise gehen?

Die Mutter hatte begriffen, dass es um Tim ein Geheimnis gab, das er nicht zu lüften bereit war. Sie hatte sich schließlich damit abgefunden, vor allem, deshalb, weil sie seinen guten Einfluss auf Tom und die Freundschaft und Harmonie als ein wunderbares Geschenk empfand.

Die Jungen machten sich noch am selben Abend daran, den Ballon auf dem Trailer aus dem Schuppen herauszurollen. Sie ließen aber das Fahrzeug vor dem Haus stehen und ordneten die Stoffbahnen und Seile nur so weit es hier schon möglich war.

Die Mutter sagte, die halbe Einrichtung, die sie im Laufe der Zeit in das selbstgebaute Strandhäuschen geschleppt hätten, möge man doch bitte ordentlich und sauber gewaschen wieder zum Hause zurück-schaffen. Das war natürlich nicht so lustig. Tim und Tom beschafften sich einen Karton, in den sie alles einpackten, was im Häuschen und drumherum zu finden war und nicht dorthin gehörte.

Sie mussten den Karton ein paar Mal schleppen: Teller, Tassen, Klopapier, Pfanne, Becher, Besteck, Tütensuppen, Salzstreuer, Silberpapier, Zuckerstücke, Kartoffeln, Radio, Zeitungen, Nudeln, Decke, Mühlespiel, Comic-Hefte, Schreibpapier, Stifte, Puddingpulver, Ketchupflasche, und ... und ... und ...

Sie wollten bald schlafen gehen, sich den Wecker stellen, damit sie am frühen Morgen beginnen konnten, den Ballon auszubreiten und flugfertig zu machen. Früh morgens ist die beste Zeit, um einen Ballon zu starten, und das wegen des Windes, der dann noch stetig sein soll.

Tom hatte viele Fragen, über das Was und das Wie, aber Tim antwortete immer nur ganz kurz und bestimmt, und offenbar mit Überblick über das, was getan werden musste.

„Wart's ab, ich weiß, wie alles fusioniert.“

„Was heißt das?“ fragte Tom.

„Heißt das nicht so, wenn etwas nicht klappert?“

„Haha, klappert – es heißt klappt, und das andere komische Wort soll wahrscheinlich funktioniert heißen?“

„Ja, genau. Ich weiß, wie alles funktioniert.“

Die Mutter hatte gefragt, was sich Tim als Abschiedsessen wünschte.

„Oh, bitte noch mal Kaiserschmarren mit diesen braunen Glupsdingern.“

„Das sollst du haben, mein Junge, und mit den Glupsdingern meinst du vermutlich Pflaumenkompott?“

„Oh ja, bitte mit Pflaumenkompott.“

Die Mutter macht einen letzten Versuch, zu erfahren, woher Tim kam, und wohin er fliegen würde. Sie meinte, es diesmal ganz geschickt anzufangen, indem sie nicht direkt danach fragte, sondern sagte:

„Tim, du lässt uns doch deine Adresse da, damit Tom dir schreiben kann, und du uns zurückschreibst? – Sieh, hier habe ich dir unsere Anschrift aufgeschrieben.“

Aber es wurde wieder nichts daraus, denn Tim sagte einfach:

„Ich kann nicht schreiben und nicht lesen. Es hat deshalb leider keinen Zweck, Adressen auszutauschen.“

„Aber du bist doch ein so kluger Junge! Willst du es denn nicht lernen? Dann kannst du schon bald an Tom einen Brief schreiben.“

„Das nächste Mal kann ich es wahrscheinlich sowieso. Ich kann alles, was ich wirklich brauche, ohne es extra gelernt zu haben.“

Tom gab nach langer Zeit erstmals wieder ein Hick von sich, denn das, was Tim gerade gesagt hatte, war ja mal wieder ein echter Knüller!

„Fantastisch!“ rief Tom. „Können, ohne zu lernen! So gut will ich es auch mal haben. Keine Schule, kein Büffeln mehr und dann so viel wissen und können wie du!“

Und tatsächlich, wo hätte Tim wohl lesen können müssen bei ihren gemeinsamen Abenteuern? Wenn er es braucht, dann kann er es, hat er gesagt!

„Toll! Du bist echt Spitze, Tim!“

Die Mutter schmunzelte über die Begeisterung ihres Sohnes.

„Ja, das würde dir Schlingel so passen. Ich nehme allerdings an, es handelt sich hier wieder einmal um eines der einmaligen Talente deines Freundes Tim. Sozusagen ein Nichtkönnen als ein Talent für die Zukunft!“

Was die Mutter zuletzt sagte, verstand Tom nicht, aber Tim sehr wohl. Es blieb also dabei: kein Austausch von Informationen über woher, wohin, wann oder wie – alles blieb offen.

Dabei wusste die Mutter ja noch nicht einmal etwas vom Geheimnis der drei Dosen, und Tom sprudelte jetzt zumindest mit einem Teil der Wahrheit heraus:

„Mama, denk doch mal, was Tim noch kann! Los, Tim, lass mal den kleinen Hund heraus.“

Tim blickte seinen Freund streng an: „Das geht nicht. Nur wenn wir Hilfe brauchen, dann bekommen wir sie auch.“

„Was für ein Hund?“ fragte die Mutter erstaunt.

„Wenn wir was nicht finden, dann haben wir einen Hund, Mama“, rief Tom voller Begeisterung.

Und die Mutter meinte voller Neugier:

„Finden? Warte mal! Was Wichtiges? Du hast doch deine Zahnklammer verloren, die so viel Geld gekostet hat. Wäre das nicht toll, wenn die wieder zum Vorschein käme?“

„Ja, ja, meine Zahnklammer! Tim, bitte hilf mir, das heißtt, unser kleiner Hund soll helfen, sie zu finden. Ohne Hund geht's nicht, ich habe schon alles fünf mal komplett durchgewühlt.“

„Na gut, ich hole die Dose“, sagte Tim und lächelte.

Die Mutter war sehr gespannt, was jetzt passieren würde, während Tom ganz gelassen und sicher war, dass der Hund Erfolg haben würde:

„Hoffentlich passt sie noch in meinen Mund; nach so vielen Wochen!“

Tim kam zurück. Er bog den Deckel der grünen Dose hoch, und heraus sprang der kleine Hund! Jetzt war es die Mutter, deren Mund auf- und eine Weile nicht mehr zuging!

Der Hund sauste im Zimmer herum, schnupperte hier und da und bellte zweimal scharf, dann lief er schon die Treppe zum Zimmer der Jungen hinauf.

Die Mutter starzte mit geöffnetem Mund hinter ihm her:

„Nee, nee, nun sag ich gar nichts mehr!“ Und sie musste sich schnell auf einen Stuhl setzen.

Tim und Tom grinsten sich an – was ist schon dabei, wenn man mal eben einen kleinen Hund erscheinen lässt?

Oben setzte entsetzliches Gebell ein, so dass sie hinauf rannten. Da saß der Hund vor einer größeren Spinne, die sich in Abwehrhaltung zusammengekrümmt hatte.

„Er mag keine Spinnen, davor ekelt er sich“, sagte Tim, und Tom nahm eine herumliegende Unterhose, mit der er die Spinne aufnahm. Er hielt sie so locker, dass ihr nichts passieren konnte und sperrte das Fenster weit auf, so dass er sie hinausschütteln konnte.

„So, jetzt such aber die Spange!“ befahl Tim.

Der Hund schnüffelte hier und da und dort und dann – da, unter der Zwischenlage und der Matratze von Toms Bett, da stieß der Hund immer wieder mit seiner Schnauze hinein und tatsächlich, da war die Spange!

„Mama, er hat sie schon gefunden!“ rief Tom und sauste die Treppe wieder hinunter.

„Danke, Hundchen, das hast du gut gemacht! Komm an deinen Platz!“ sagte Tim. Er hielt die Dose hin, und der Hund verschwand sofort darin.

„Nein, also, Jungs, ich bin sprachlos, völlig sprachlos!“ die Mutter atmete heftig. „Das kann man ja keinem erzählen, das glaubt einem niemand!“

„Eben!“ sagte Tom geheimnisvoll. „Deswegen können wir ja auch nicht alles erzählen, das glaubt einem ja doch keiner!“

Mutter wusste, dass Fragen keinen Zweck hatte, so ließ sie es sein und machte den Jungen kopfschüttelnd einen Holunderbeersaft vor dem Schlafengehen. Nachdem die beiden den Saft geschlürft hatten, gingen sie alle zu Bett.

Vor dem Spiegel und nach dem Zähneputzen setzte Tom die Zahnpflege probeweise ein. Sie spannte etwas, aber es ging doch noch.

Als Tim ihn mit der Spange sah, lachte er:

„Gut, dass du die Spange nicht drin hattest, als wir uns kennenlernten, sonst hätte ich dich verwechselt.“

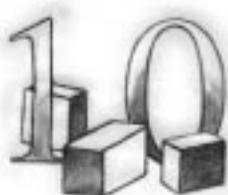
„Verwechselt mit wem?“ fragte Tom.

„Du musst fragen, mit was! Nämlich mit einem Nusskacker zum Beispiel.“

„Wieso Nusskacker?“ fragte Tom ein wenig eingeschnappt.

„Na, der die Nüsse klein macht.“

„Ach, du meinst Nussknacker.“ Und Tom war getröstet, denn das klang schon viel besser.



Beide Jungen wurden schon vor dem Klingeln des Weckers etwa gleichzeitig wach. Sie sprangen aus den Betten und erledigten kurz das Nötige: pinkeln, Zähne putzen – was Tim jetzt immer gern und ausgiebig tat – Wasser ins Gesicht spritzen. Dann zogen sie sich an und schauten aus dem Fenster. Ein klarer Himmel versprach noch einmal einen schönen Tag. Sie liefen die Treppe hinunter und nach draußen.

Da stand der Bootsanhänger mit dem Ballon. Sie machten sich sofort an die Arbeit und zogen den zweirädrigen Karren mit vereinten Kräften zum Strand, was diesmal leichter war, weil es ja nun abwärts ging.

Am Strand angekommen, zerrten sie die Stoffmengen und Seile herunter, wobei sie aufpassen

mussten, dass der leichte Stoff des Ballons nicht einriss. Tim gab unentwegt Anweisungen.

Sie verstauten den Trailer im Gebüsch, zogen alle Stoffbahnen in Windrichtung. Zuvor hatte Tim den mit Spucke nassgemachten Zeigefinger in die Luft gehalten, um festzustellen, woher der Wind wehte.

Sie sortierten die Seile, teils in Bündeln, teils einzeln gegen die Windrichtung.

Tom fragte:

„Du hast ja gar keinen Korb. Wo willst du denn reinsteigen?“

„Ich setze mich auf die Seilschaukel da“, antwortete Tim.

„Das ist aber sehr unbequem.“

„Ich halte das schon aus.“

Nachdem sie mit dem Ordnen des Ballons mehr als eine Stunde beschäftigt waren, gingen sie zurück zum Haus.

Tim war jetzt etwas unruhig. Er wollte den Ballon nicht gern so lange ohne Aufsicht lassen. Und er wollte jetzt fort, solange der Wind noch mitspielte.

Die Mutter hatte das Frühstück mit Kakao und Honigbrot fertig. Sie hatte ein Unterwegspaket, wie sie es nannte, für Tim gepackt. Sie fragte ihn, ob er denn nicht für alle Fälle etwas Geld brauchte, aber er verneinte:

„Ich lebe immer ohne Geld, so wie die letzten Wochen auch. Ich brauche es wirklich nicht, vielen Dank.“

Dann machten sie sich wieder auf zum Strand. Die Mutter ging mit, denn sie wollte den Start des Ballons

natürlich nicht versäumen. Tom bekam Herzklopfen. Jetzt ging sie zu Ende, die schöne Zeit. Jetzt war es soweit. Jetzt musste Abschied genommen werden. Tom wurde sehr traurig.

Für eine gewisse Zeit wurde diese Traurigkeit wieder überwunden, weil am Strand noch so vieles zu tun und zu beachten war. Aber wie nur sollte der Ballon sich füllen und in die Luft kommen? Kein Wort hatte Tim darüber verloren. Er hatte nur gesagt:

„Wart's ab!“

Sie zupften nach Tims Angaben noch mal hier und da an den Stoffbahnen und Seilen, bis alles wohl ausgerichtet über den großen Sandstrand hingebreitet war.

Dann holte Tim seinen Lederbeutel herbei, nahm alle drei Dosen heraus und öffnete deren Deckel.

Aus der grünen Dose sprang sofort der kleine Hund heraus, aus der blauen fielen ein paar Klötzchen, um die man sich jetzt aber nicht kümmerte, aus der schwarzen Dose kamen dies Mal beide Männer auf einmal heraus: Trulla, der sehr Brauchbare, und Tralla, der sehr Unnütze.

„Guck mal, Mama, guck mal!“

„Ja, da ist er ja wieder, euer kleiner Hund, zu drollig“, rief die Mutter.

Es zeigte sich, dass sie die beiden Männer, Trulla und Tralla, überhaupt nicht sehen konnte!

Tom war darüber nicht unglücklich, denn sonst hätte sie es ja wieder kaum glauben können, und er hätte später unendliche Erklärungen, auch wegen der

Vorkommnisse auf dem Schiff und so weiter, abgeben müssen.

Sofort fingen der Hund und die beiden Männer an, zu blasen, wobei sich, wie man anerkennend feststellen musste, der sehr Unnütze ganz außerordentlich hervortat. Er machte Wind. Und was für einen Wind! Es war eben nicht nur heiße Luft, was er so redete, sondern dieses Mal war diese heiße Luft so nützlich, wie nur irgend etwas nützlich sein konnte.

Aus ihm, durch ihn hindurch sozusagen, strömte soviel Luft, dass sich die Stoffbahnen allmählich hoben, der Ballon bald seine Form annahm.

Tim lief hin und her, zog hier ein bisschen, legte dort etwas zurecht. Er kontrollierte das Ganze und rief:

„Weiter so, weiter so, immer weiter, sehr gut, nicht nachlassen!“

Zu Tom sagte er: „Wenn der Tralla bloß nicht aufhört. Sowas könnte ihm nämlich einfallen. Dann können wir wieder vorn vorne anfangen. Aber es scheint ja, als ob er selber Spaß an der Sache hat.“

Tatsächlich, der sehr Unnütze hatte heute einen sehr guten Tag. Er blies und blies, die Luft fuhr richtig durch ihn hindurch und um ihn herum und hinein in den Ballon, und das in ganz großen Mengen. Dabei grinste er sogar hin und wieder, und er ließ nicht nach.

Der Ballon hatte sich schon etwas angehoben, so dass Tim rief:

„Abschied nehmen, Abschied nehmen, ich muss einsteigen!“

Er rannte zur Mutter, umarmte sie, dankte ihr und küsste sie. Die Mutter umarmte Tim auch und küsste ihn auf beide Wangen.

„Mach's gut, mein lieber Junge, mach's gut!“

Dann umarmten sich Tom und Tim, wobei Tom die Tränen über die Wangen ließen.

Tim küsste ihn auf die Stirn und sagte:

„Auf Wiedersehen, Tom – vielleicht schon bald!“

Und er ergriff seinen Lederbeutel, tat die Dosen hinein, lief zu den Seilen, winkte Trulla und Tralla zu sich, rief auch den Hund, den Tom schnell noch zum Abschied streichelte. Tim nahm den Hund jetzt auf den Arm und setzte sich auf die Seilschaukel, die schon in der Luft schwebte. Trulla und Tralla setzten sich neben ihn. Sie hielten sich alle an den Seilen fest. Tralla blies und blies und blies ... der Ballon hob sich ...

„Der Ring, Tim, der Ring!“ rief Tom.

„Ich habe ihn dabei, Tom, es ist alles in Ordnung!“ rief Tim.

Erst ganz allmählich, dann immer schneller, hob sich der ganze, große, bunte Ballon und stand nun völlig frei in der Luft.

Die Seile streckten sich. Tim mitsamt seinen Begleitern schwebte, und kurz darauf hatten sie schon gar keine Verbindung mehr zur Erde, weil auch das letzte hängende Seil nun in der Luft war.

Herrlich stand der Ballon – blau, grün, gelb, rot – im blauen Himmel!

Er bewegte sich schon in Windrichtung.

Tim winkte, Tom und seine Mutter winkten, Trulla und Tralla winkten, alle winkten, winkten, winkten.

Der bunte Ballon stieg schnell höher und höher. Zusehends wurde er kleiner. Bald konnte man kaum noch die Personen erkennen. Tom winkte immer noch, selbst als er seinen Freund gar nicht mehr erkennen konnte.

Dann plötzlich ließ er die Arme sinken, brach im Sand nieder und schüttete dort seine Tränen aus. Er weinte so herzzerreißend, dass auch der Mutter, die sich neben ihren Sohn in den Sand hockte und seinen Kopf streichelte, das Wasser in die Augen trat.

„Ach, mein Tomi, ich versteh dich ja so gut. Wein dich nur aus. Hier hast du mein Taschentuch.“

Nach Minuten erst konnte sich Tom wieder aufsetzen, die Nase tüchtig putzen, die Tränen aus dem Gesicht wischen und seufzen:

„Ich habe ihn ja so lieb, Mama!“

„Ja, Tomi, ich weiß, und das ist etwas wunderschönes, das dir auch bleibt – diese Liebe zu deinem Freund.“

Sie standen auf, wollten zum Haus gehen, da sah Tom im Sand die Holzklötzchen, die aus der blauen Dose gefallen waren. Er beugte sich nieder, sah die Buchstaben an, die er hin und her schob, bis er las:

DU UND ICH

Während er auf die Schrift starrte und dachte, warum bis du fort, warum bist du einfach so, einfach so, aus dem Himmel herunter gekommen, was hoff-

test du, wen glaubtest du zu treffen? Da schienen einige Buchstaben zu verblassen, und es blieben nur das D und das ICH. Tom schob die Klötzchen zusammen und las:

DICH

Er seufzte wieder, nahm die Buchstaben auf und steckte sie in seine Hosentasche. Sie waren das einzige, was er von Tims Sachen behalten hatte.

Er ging zur Mutter, die geduldig auf ihn wartete, nahm ihre Hand, und zusammen gingen sie zum Haus.

ENDE